Deutsches Montags-Blatt.

Chef-Redacteur: Arthur Levysohn in Berlin. Verlag von Rudolf Mosse in Berlin-Leipzig. Berlin, 20. Juli 1885.

Nr. 29. IX. Jahrg.

Inhalt: Sonntags-Telegramme. — Informationen. — Politische Wochenschau. Von Arthur Levysohn. — Vom europäischen Geldmarkt. Von Max Nordau. — Unsere Primaner. Von Gilbert Hofer. — Das Telephon und das Licht. Von Eduard Abler. — Französisches. Von Albert Träger: Georges Ohnet. — Im Zwielicht. Von Hermann Sudermann: Der verwandelte Fischer. — „Die Bilanz der Ehe." Von Oscar Blumenthal. — Theater. Von Otto Neumann-Hofer: Ein Sommernachtstraum vor 100 Jahren. — Musikalische Glossen. Von Alexander Moszkowski: Der Geist der Musik. — Himmlische und irdische Liebe. Von Paul Heyse: Achte Fortsetzung. — Unsere erste Künstlerfahrt. Von Auguste Montag. — Feuilleton. — Literarische Umschau.

Abonnementspreis 2 Mk. 50 Pf. pro Quartal. — Insertionspreis pro Zeile 40 Pf. — Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

Sonntags-Telegramme.

St. Petersburg, 19. Juli, 11 Uhr 6 Min. Man ist hier allen Ernstes empört über die fortgesetzten Erregungs-Depeschen englischer Blätter, die Rußland pekuniäre Verluste verursachen. Die hiesige Presse betont, daß England sich wahrlich wenig wundern könne, wenn unwesentliche russische Truppenverschiebungen an der afghanischen Grenze vorgenommen würden, da englische Depeschen ja auch von Verstärkungen 2c. auf der Afghanenseite meldeten. Trotzdem ist die Stimmung hier durchaus friedlich. Unter Anderem gilt als Zeichen für diese friedliche Gesinnung die nahe bevorstehende Ankunft des Generals Annenkow, des Leiters des Baues der transkaspischen Eisenbahn, in Petersburg. Derselbe kommt angeblich mit seinem ganzen Stabe aus Askabad hierher.

E. Rom, 19. Juli, 10 Uhr 25 Min. Offiziös wird die von einem großen Theile der italienischen Presse verlangte Rückberufung der Truppen aus Massauah für unmöglich erklärt, und zwar der nationalen Ehre halber. Angesichts der Situation in Afghanistan leitartikelt das früher ministerielle „Diritto": „Italien müsse, unbeschadet der Triple-Allianz, freie Hand behalten, mit England zu gehen, weil die Centralmächte kein Recht hätten, Italien daran zu verhindern."

Hm. Wien, 19. Juli, 10 Uhr Vorm. Fürst Carlos Auersperg hat die Führung des deutschliberalen Großgrundbesitzes in Böhmen definitiv niedergelegt, angeblich wegen vorgerückten Alters, thatsächlich wegen eines Zerwürfnisses mit mehreren Kavalieren anläßlich der jüngsten Wahlen. — In einer Schlucht des Schneeberg wurden die Ueberreste des vor Jahresfrist verschollenen jungen Bamberger, des Sohnes des berühmten Professors Dr. Bamberger in Wien, aufgefunden.

W.T.B. Dresden, 19. Juli. Die Feier des sechsten deutschen Turnfestes wurde gestern Abend in der Festhalle durch die Begrüßung der Turner und die Uebergabe des Bundesbanners seitens Frankfurts an die Feststadt eingeleitet. Der Vorstand des Centralausschusses, Geh. Hofrath Ackermann, eröffnete die Festlichkeit mit einer von stürmischem Beifall begleiteten deutsch-patriotischen Ansprache. Nach Uebergabe der Festleitung an den Vorsitzenden der deutschen Turnerschaft, Georgii aus Eßlingen, begrüßte Oberbürgermeister Dr. Stübel die Turner Namens der Stadt. Die offizielle Festlichkeit schloß mit Ovationen für die beiden Turner-Jubilare Georgii aus Eßlingen und Dr. Götz aus Lindenau. — Heute um 11 Uhr begann die Aufstellung zum Festzuge.

W. T. B. Darmstadt, 19. Juli. Der Großherzog ist mit Familie nach England zu mehrwöchentlichem Aufenthalte abgereist.

Informationen.

E.H.L. Die augenblicklich zwischen der österreichisch-ungarischen und der deutschen Reichsregierung schwebenden Verhandlungen über einen etwaigen Zollanschluß rufen uns Anerbietungen ins Gedächtniß, welche Fürst Bismarck vor zwölf Jahren dem Grafen Andrassy in Wien machte. Damals schon suchte der deutsche Reichskanzler die österreichisch-ungarische Regierung zu einem Zollbunde mit Deutschland zu bestimmen; Fürst Bismarck verhehlte bei dieser Gelegenheit seine Hoffnung nicht, daß nach verhältnißmäßig kurzer Zeit auch die übrigen Regierungen des europäischen Festlandes, je nach ihrer geographischen Lage, zu einem näheren Anschluß an das österreichisch-deutsche Zollbündniß durch die Macht der materiellen Interessen veranlaßt werden würden. Allein die Anerbietungen des leitenden deutschen Staatsmannes fanden in Wien nur sehr wenig oder gar kein Gehör. Graf Andrassy erklärte dem ersten Minister des deutschen Kaisers, daß er unter den obwaltenden inneren politischen Verhältnissen der österreichisch-ungarischen Monarchie und bei dem Mißtrauen, das zur Zeit neuvisse leitende Wiener Kreise jeder intimeren Annäherung Oesterreich-Ungarns an Deutschland entgegensetzten, mit einem solchen Vorschlage durchaus scheitern müßte. Man fürchtete damals in Wien, Bismarck könnte einen solchen Zollbund noch zu anderen, weiter reichenden Erwerbungen Oesterreich-Ungarn gegenüber ausnutzen, war es doch in den leitenden Kreisen der österreichischen Hauptstadt noch unvergessen, daß der deutsche Zollverein und das deutsche Zollparlament die beiden nächsten Etappen zur deutschen Einheit gewesen waren. Wie wenig ein solches Mißtrauen in dem wohlverstandenen Interesse des deutschen Reiches und deshalb auch in den Absichten des deutschen Reichskanzlers eine Stütze finden konnte, wollte, so offenbar es auch war, zur Zeit nur dem Grafen Andrassy vollkommen einleuchten. Dieser begabteste unter den lebenden österreichischen Staatsmännern war denn auch der Einzige, der geneigt schien, das gleichzeitige Anerbieten der deutschen Reichsregierung, welches dahin ging, das durch die deutsche Goldwährung frei gewordene Silber an Oesterreich-Ungarn zur Aufnahme seiner Baarzahlungen zu überlassen, in sorgfältige Erwägung zu ziehen. Selbstverständlich scheiterte auch dieser Vorschlag der deutschen Regierung an dem Mißtrauen Oesterreichs. Dieses Verhalten war eine der Hauptursachen zu dem gegenwärtigen Zollsysteme, das Oesterreich-Ungarn gegenüber einem Zollkriege nicht ganz unähnlich sieht. Fürst Bismarck hoffte durch die Grenzzölle zu erzwingen, was er auf dem Wege freundnachbarlicher handelspolitischer Unterhandlungen vergebens erstrebt hatte. Daß ihm das einigermaßen gelungen, dafür sprechen die gegenwärtig schwebenden, von Oesterreich selbst gewünschten Verhandlungen.

Politische Wochenschau.

Von **Arthur Levysohn.**

Ein ziemlich asthmatischer Kriegsrummel hielt die Welt der Börse in Erregung. Die Beklemmung war aber nur von kürzester Dauer, da Niemand im Ernst an die plötzlich auftauchende Gefährdung des Weltfriedens glauben mochte, welche gewisse englische Stimmen, man weiß noch nicht recht, aus welchen Beweggründen, mit jenem Brustton der Ueberzeugung zu predigen begonnen hatten, der nachgerade schon genügt, um die beste Sache in Verruf zu bringen. Man erfand oder meldete eigenthümliche Vorwärtsbewegungen der Russen am Zulfikarpaß und ließ in der Londoner Presse „schmetternde Kriegsdrommeten" schallen, als ob Lord Salisbury mit dem „jungen Lord von Edenhall", Uhlandschen Angedenkens, geradezu identisch geworden wäre.

Als man jedoch näher zusah, ergab sich freilich, daß der grundsätzliche Gegensatz zwischen England und Rußland in Bezug auf die Vorherrschaft in Asien weder herabgemindert noch verschärft worden war, und daß es somit, was den früher oder später unvermeidlichen Zusammenprall der beiden Mächte betraf, für den Augenblick nicht schlimmer stand, als zu Gladstones Zeiten. Weder England noch Rußland sind in diesen vier letzten Wochen kriegsbereiter geworden, und wenn es dem neuen Ministerium der Königin Victoria vielleicht auch nicht am guten Willen fehlt, sich dem allmählichen Vordringen der Russen gegen Afghanistan kraftvoller zu widersetzen, so mangelt ihm doch die kostspielige militärische Rüstung, welche der junge Minister für Indien, Sir Randolphe Churchill, erst durch angestrengte Leistungen herzustellen bemüht sein wird.

Wenn also auch der prinzipielle Gegensatz der alte geblieben, so ist auch die militärische Ohnmacht auf beiden Seiten noch unverändert erhalten worden. Die Russen, welche den soldatischen Ehrenpunkt, der bei Penjdeh engagirt gewesen, nicht zum Ausgangs-Mal eines Feldzugs halten machen wollen, dürften daher die noch viel weniger sinnbildliche Frage der Zufahrt zu den Zulfikarpässen erst recht nicht zur Einleitung kriegerischer Verwickelungen zu benutzen versuchen und die Engländer, denen die Verschiebung der Landkartengrenze bei Penjdeh so wenig verschlug, werden schwerlich Veranlassung nehmen, des Zulfikarpasses wegen sich zu Gunsten des ohnehin undankbaren Emirs von Afghanistan einer Einbuße an militärischem Prestige auszusetzen. Für jetzt ist also eine ernstliche Störung des Friedens nicht zu besorgen, wenn auch alle die Gegensätzlichkeiten bestehen bleiben, welche das Gegeneinanderprallen der beiden Rivalen auf den Ebenen Centralasiens in Zukunft wahrscheinlich machen.

Den Friedensfreunden aber ist heutzutage selbst mit einer Galgenfrist gedient. Ist doch durch diese Methode des Aufschubs auch in Europa seit dem Frankfurter Frieden jeder ernstliche Zusammenstoß zwischen Frankreich und Deutschland vermieden geblieben. Allerdings ist dabei nicht selten die deutsche Geduld und Langmuth auf eine harte Probe gestellt worden. Hat doch eben erst jetzt, bei Gelegenheit des republikanischen Nationalfestes, der Vizepräsident der Deputirtenkammer, der „Badenser" Spuller (sein Vater stammte aus dem Großherzogthum Baden, er selbst hat aber sein Deutschthum sogar bis auf die Kenntniß der deutschen Sprache vollkommen abgestreift), in einer Rede auf Beranger die alten Träumereien nach dem linken Rheinufer in schier unverzeihlicher Naivetät wieder zu beleben getrachtet.

Deutschland ist glücklicherweise stark genug, um in der Lage zu sein, dergleichen Herausforderungen aus quasi-offiziellem Munde zu überhören — aber ich möchte keine Bürgschaft dafür übernehmen, daß solch ein liebenswürdiges Ignoriren allzeit bei uns als Tugend geübt werden wird. Die Republikaner, welche in dieser Art mit dem Feuer spielen, haben vielleicht zu ihrer Entschuldigung anzuführen, daß sie der vorerstehenden Wahlen wegen es nöthig haben, sich ein wenig in ultra-patriotische Positur zu versetzen, damit man ihnen im Wahlkampf nicht etwa Mangel an vaterländischer Gesinnung zum Vorwurf mache. Allerdings scheint es, daß die gegenwärtig herrschenden Kreise eine Anspannung aller Kräfte benöthigen, um die Republik als solche zu erhalten. Aber es fragt sich doch, ob es wohlgethan ist, das Staatswesen der Scylla einer Kriegsgefahr auszusetzen, blos um es glücklich an der Charybdis der monarchischen Wahlzettelungen vorbeizubugsiren.

Zeigte doch die Feier des republikanischen Nationalfestes, daß sich die besitzenden Klassen mehr und mehr von den Demonstrationen zu Gunsten der königslosen Staatsform zurückzuhalten beginnen. Das Frondiren des mittleren Bürgerstandes aber war von jeher in Frankreich ein Zeichen, daß es mit den zeitigen Machthabern und ihrer Herrschaft bergab zu gehen beginne. Diese Erfahrung haben nacheinander die Bourbonen, die Orleans, die Republik, die Bonapartisten gemacht und sie scheint der gegenwärtigen Republik auch nicht erspart bleiben zu sollen.

Vielleicht wird den Regierenden unserer Tage diese Sachlage noch rechtzeitig genug zum Bewußtsein geführt, um ihnen zu gestatten, einer Katastrophe erfolgreich vorzubeugen, obwohl es sich bisher selten genug ereignet hat, daß herrschende Parteien im Stande gewesen wären, aus den Lehren der Geschichte für sich Vortheil zu ziehen und zu lernen. Sehen wir doch auch bei uns, daß die Belehrung empfangener Lehren, mögen sie noch so öffentlich ertheilt worden sein, keineswegs eine sehr leichte Sache. Der zweite Hofprediger-Prozeß, der sich in diesen Tagen vor uns abgespielt und der den Verkünder von Gottes Wort nicht an der geweihten Stätte, sondern auf der Anklagebank erblickte, gab ein beredtes Zeugniß dafür. Der angeklagte Domgeistliche, der diesmal nach allen Regeln der juristischen Kunst eine Verurtheilung über sich ergehen lassen mußte, wird nicht behaupten können, das Opfer eines „Justizmordes" (im bildlichen Sinne) geworden zu sein und da er ohnehin von der evangelischen Vorschrift von der rechten und linken Backe nicht viel zu halten scheint, so wird er wohl in aller Demuth die über ihn verhängte Geldstrafe zu zahlen wissen. Es ist dabei noch ein wahres Glück für seine Stellung als Hofprediger, daß ihm sein schnöder Mammon erlaubt, die ihm zuertheilte Strafsumme baar an der Gerichtsstelle zu erlegen, da sich sonst sein Hofpredigeratalar fünfzehn Tage lang in einsamer Zelle zu Plötzensee gewiß sehr deplazirt gefunden hätte.

Die Einbuße, die er an geistlicher Autorität erlitt, ist allerdings kaum erheblicher, als jene, welche sich der Bischof von Paderborn gefallen lassen mußte, da er sich gezwungen sah, sein Vikariat zur Zurücknahme seines berühmten Studien-Erlasses anzuweisen. Der Versuch dieses gesetzesfreundlichen Prälaten, einen Ausweg zu finden, welcher die Anforderungen des Staates mit den Bedürfnissen der Seelsorge in Einklang brachte, muß schlechterdings als gescheiterter betrachtet werden. Die Vertreter der streitbaren Kirche wußten dem Papste das Zugeständniß, welches der Bischof dem Staate gemacht, als so verderblich hinzustellen, daß der westfälische Kirchenfürst direkte Weisung erhielt, sein Dekret zurückzuziehen und als Lehre bleibt für Betheiligte und Unbetheiligte nur die Berlinsche Maxime zurück: „Et jinge wohl — aber et jeht nicht!"

„Die Bilanz der Ehe."

Von

Oskar Blumenthal.

Auf einem der wohlgeordneten Büchertische, die man auf jedem Stadtbahnhof findet — mir erscheinen sie immer wie literarische Frühstücksbüffets mit allerlei appetitreizenden Schaugerichten — fiel mir kürzlich ein Buch auf, das den Titel trägt:

„Die Bilanz der Ehe." Von Gustav Schwarzkopf. Erster Band: „Passiva."

Der wunderliche Versuch, den Glücksgewinn des Ehestandes nach den nüchternen Regeln der doppelten italienischen Buchführung festzustellen, reizte meine Neugier, obgleich diese kaufmännische Art der Lebensbeurtheilung uns schon durch berühmtere Beispiele vertraut geworden ist. Bereits Schopenhauer hat mit rechnerischer Kälte das Leben ein Geschäft genannt, bei welchem der Ertrag nicht die Kosten deckt. Eduard von Hartmann hat das Gleichniß weiter geführt und das Debet und Credit des Menschenglücks ganz ernsthaft zu addiren unternommen: gegen die Summe der Lust hat er die Summe der Unlust abgewogen und uns in seiner „Philosophie des Unbewußten" zu überzeugen versucht, daß die Menschheit schon seit Jahrtausenden wie ein gewissenloser Bankerotteur mit einer fürchterlichen Unterbilanz arbeitet.

Gustav Schwarzkopf verspricht in dem Titel seines Buches eine ähnliche traurige Addition. Aber zum Glück bietet er uns etwas ganz Anderes, als die Aufschrift seines Buches in Aussicht stellt: Nicht grämliche Allgemeinheiten über Liebe und Ehe, nicht trockene Hagestolzgedanken, sondern farbige Lebensbilder, die mit so kecken Fingern hingezeichnet sind, daß wir in dem uns bisher unbekannten Verfasser mit Vergnügen ein neues vielverheißendes Talent zu begrüßen haben. Noch hat er seine hübsche Begabung nicht künstlerisch geklärt und erzogen. Er läßt die Wildlinge seiner Laune oft zu formlos und ungehindert emporschießen. Er zeigt vor Allem auch in der sprachlichen Toilette seiner Arbeiten oft eine empfindliche Nachlässigkeit. Aber bei allen diesen Mängeln beweist doch jede einzelne von den sechs novellistischen Studien, aus welchen der Band sich zusammensetzt, daß hier ein scharfer Beobachter der gesellschaftlichen Verkleidungen hervorgetreten ist, der mit wachen, klugen Augen durch die Welt geht und die Menschen bald mit boshafter Freude, bald mit ehrlichem Herzensantheil demaskirt.

Die kürzeste Skizze des Buches „Verrechnet" beweist die Berechtigung dieses Lobes vielleicht am Besten. Es ist die Geschichte eines armen Mädchens, das ihre reizvolle Jugend an einen alternden Millionär verkauft hat: Sie ist seine Gattin geworden, weil sie in der Tiefe des Herzens die Hoffnung hegte, recht bald seine Wittwe zu werden. Vier, fünf Jahre will sie dem Manne redlich opfern, der sie in einen vergoldeten Käfig eingefangen. Aber nach Ablauf dieser Frist erwartet sie mit Zuversicht, daß der Gatte die Liebenswürdigkeit haben wird, ihr zum Anlegen einer kleidsamen Trauerrobe Gelegenheit zu geben. Aber der Gatte besitzt die malitiöse Unpünktlichkeit, sich an diese Frist nicht zu halten, und mit naivem Erstaunen sieht seine Frau ihn auch den fünften Hochzeitstag überleben. Fast schmollend fragt sie sich: „Wie, sollte es möglich sein?" Daran hatte sie gar nicht gedacht, daß es dem Greise einfallen könnte, ihre so sichere Berechnung zu durchkreuzen. Sie empfindet eine Enttäuschung wie damals, als eine mit Arbeit überhäufte Modistin ihr ein Ballkleid nicht rechtzeitig abgeliefert hatte. Daß man sich doch auf Niemanden verlassen kann!

Und wieder verrinnt ein Jahr ... und wieder ein Jahr in ihrem goldenen Kerker. Wie hungert sie nach Lieb' und Sinnenrausch! nach Glück und Freiheit! Ja, einmal zeigt sich diese Freiheit auch wirklich in nächster Nähe. Ihr Gatte erkrankt — und sie pflegt ihn mit enthusiastischer Zärtlichkeit. „Mit der bezahlten Wärterin wacht auch sie Tag und Nacht an dem Bette des Mannes, der ihr noch seinen Tod schuldig ist ... und wie die Schauspielerin im letzten Akt einer anstrengenden Rolle noch einmal ihre ganze Kraft anstrengt, um sich den Erfolg zu sichern und die Kritik günstig zu stimmen, so spielt auch sie vor ihrem Auditorium — Arzt, Krankenwärterin, Dienerschaft — mit voller Hingebung die, wie sie glaubt, letzte Scene ihrer ermüdenden Rolle. Und als nach langen Wochen der Arzt voll Theilnahme und Bewunderung für die Haltung der schönen Frau ihr anzeigt, daß jede Gefahr vorüber, da ist es wohl natürlich, daß ihr die Worte versagen, daß ihr das Blut zum Herzen steigt und daß sie einer Ohnmacht nahe ist." ...

Und neue fünf Jahre rollen fort. Ein Schrecken erfaßt sie. Schon ist sie dreißigjährig! Ihre Ungeduld hat sich jetzt in Erbitterung verwandelt. Was glaubt er denn, dieser Alte? So wars nicht gemeint! Er hat sie betrogen mit seiner Gebrechlichkeit. Er ist ein Dieb, der ihre Jugend stiehlt. ... Aber als noch weitere neun Jahre vergangen sind, ist auch ihre Erbitterung geschwunden. Mit stumpfer Entsagung lebt sie an der Seite des argwöhnischen Greises und mit unerbittlicher Vernunft, die alle Selbsttäuschung verwirft, hat sie sich gesagt, was ihrer wartet. Sie ist gekauft worden; sie wird wieder kaufen müssen. Mit demselben Vermögen, für das sie widerliche Umarmungen erduldete, wird sie einst einem jungen Gatten die Liebe — nein, die Geberde der Liebe bezahlen müssen ... und wie sie mit brennender Ungeduld jetzt den Tod ihres Mannes ersehnt, so ungeduldig wird auch auf ihren Tod gewartet werden.

Man sieht aus der charakteristischen Probe, daß der Verfasser kein eitler Schönfärber ist. Mit einer Folgerichtigkeit, die nicht mit sich markten läßt, zieht er in dieser wie in den anderen Skizzen die Summe seiner Voraussetzungen erbarmungslos, und wer mit so herbem Wahrheitsmuth das Leben zu malen versucht, verdient bei seinem ersten literarischen Gang gewiß den wärmsten kritischen Geleitbrief.

Vom europäischen Geldmarkt.

Von **Max Neustädter.**

[Börse und Politik. — Die Geldverhältnisse. — Der Montanmarkt.]

Die abgelaufene Woche hat dem Geldmarkte nach einer so langen Zeit der Stagnation und Apathie ein Ereigniß gebracht. Urplötzlich wurde die Börse aus ihrem Stillleben aufgeschreckt, um in eine Bewegung zu gerathen, wie sie eine solche seit Monden nicht zu verzeichnen gehabt hat. Wiederum war es die Politik, welche ihre motorische Kraft zur Geltung brachte. Die afghanische Frage hat zum zweiten Male eine hochgradige Wirkung auf den Geldmarkt ausgeübt. Ebenso unerwartet wie im April tauchte plötzlich vor den Augen der Finanzwelt das Schreckgespenst einer kriegerischen Verwickelung auf, das man schon gänzlich gebannt oder doch wenigstens in weite Ferne gerückt glaubte. Von London, das auch bei der ersten Episode der afghanischen Affaire den Ausgangspunkt bildete, theilte sich die rückläufige Bewegung dem gesammten Geldmarkte mit und auf allen Gebieten machten sich bedeutende Kursabschwächungen bemerkbar. Die Geschäftslosigkeit, an welche man sich bereits mit einem gewissen Stoicismus gewöhnt, hörte mit einem Schlage auf, und in den Hallen der Börse machte sich ein Treiben bemerkbar, wie man es seit langer Zeit nicht zu erblicken Gelegenheit gehabt hatte.

Es scheint indeß, als ob die so jäh' eingetretene Bewegung keine weiteren Kreise ziehen, sondern sich nur auf den Umfang eines Tages beschränken sollte. Es steht heute aus, als ob die dunklen Wolken am politischen Horizont ebenso rasch verschwinden würden, wie sie aufgetaucht sind. Mit einem Tage der Erregung und Bewegung dürfte der zweite Akt der afghanischen Frage für die Börse abgethan sein. Zwar ist es nicht ausgeschlossen, daß aus der englisch-russischen Streitfrage der Börse noch manche Ueberraschungen erwachsen können. Bei Verhandlungen über Angelegenheiten, wie die in Rede stehende, treten, wie sich dies ja bereits gezeigt hat, gemeiniglich allerlei Zwischenfälle ein, die nach mehr als einer Richtung hin tiefgehende Einwirkungen zu äußern im Stande sind. Wie weit dies der Fall sein wird, wird die weitere Entwicklung der Dinge lehren.

Das politische Intermezzo der letzten Woche hat die Börse indeß in einer ganz anderen Situation getroffen, als diejenige war, in welcher sie der politische Sturm im Frühjahr überraschte. Damals befand sie sich in einer aufftrebenden Epoche der Hausse. Gerade die russischen Werthe, welche von einem kriegerischen Ausgange der afghanischen Frage am meisten affizirt werden, hatten seit langer Zeit im Vordergrunde des Interesses gestanden und zur Grundlage umfangreicher spekulativer Transaktionen gedient. Der jähe Wechsel der Tendenz hatte denn auch die Folge, daß die an der heimischen Börse erlittenen Verluste überaus große gewesen sind, deren Nachwirkungen noch heute fortdauern. Gegenwärtig aber, inmitten einer Zeit der Geschäftslosigkeit und der Stagnation, wie sie größer wohl kaum gedacht werden kann, sind die Engagements nur geringe, so daß, wenn sich die politische Situation noch ungünstiger gestaltet hätte, nicht so viel zerstört werden könnte, wie vordem.

Unter dem Drucke der politischen Befürchtungen schnellte der Geldstand um ein Geringes empor, um bald aber, als man die Situation mit ruhigeren Augen betrachtete, sich wieder den bestehenden Geldverhältnissen anzupassen. Die große Geldflüssigkeit bleibt nach wie vor die charakteristischste Erscheinung auf dem Geldmarkte. Von allen Plätzen laufen in dieser Beziehung gleichlautende Berichte ein. So wird aus London gemeldet, daß Geld so flüssig ist, wie niemals zuvor. Der Drei-Monat-Diskont betrug $\frac{3}{4}$ Prozent für das Jahr. Für Viermonatwechsel war kaum 1 Prozent für das Jahr und für Sechsmonatwechsel $1\frac{1}{8}$ Prozent für das Jahr erhältlich. Für Call-loans lohnte es nicht die Kosten, dieselben zu verleihen, und so blieb das Geld lieber in den Banken liegen. Aussicht auf eine Aenderung in diesen Verhältnissen durch eine größere Anspannung der Geschäftsthätigkeit ist kaum zu erwarten. Bezeichnend nach dieser Richtung hin ist der Umstand, daß, wie aus dem neuesten Ausweis der Bank von England hervorgeht, die Privatdepositen ohne Zinsen um fast zwei Millionen Pfund Sterling angewachsen sind, und sich auf über 34 Millionen Pfund Sterling stellen. Fürwahr, es kann kein sprechenderes Beispiel für die Zurückhaltung und das Mißtrauen gegen Transaktionen auf dem industriellen und merkantilen Gebiete geben, als die Thatsache, daß eine so große Summe Geldes in der ausgesprochensten Unthätigkeit verharren muß. Und ähnliche Zustände sind überall zu verzeichnen. Gewiß wird dem Herabgehen des Zinsfußes einmal Halt geboten werden, nämlich dann, wenn das Geld auf eine so niedrige Stufe der Billigkeit angelangt ist, daß es eine bessere Verwerthung sich zu verschaffen gezwungen ist und der kaufmännische Wagemuth sich wieder zu neuer Thätigkeit emporrafft.

Ein Rückgang, der nicht in den politischen Befürchtungen seinen Grund hatte, sondern aus den in der betreffenden Industrie herrschenden Zuständen hervorgeht, machte sich auf dem Montanmarkte bemerkbar. Was der „London Economist" seiner Zeit in einem Rückblicke über die Lage der Eisenindustrie im Jahre 1884 ausführte, wird man vielleicht in noch verschärfterer Weise auf die Gestaltung der Industrie im Jahre 1885 zur Anwendung bringen können. „Als wir vor einem Jahre Bericht erstatteten," so schrieb damals jenes hervorragendste englische Handelsblatt, „nannten wir 1883 ein Jahr der Enttäuschungen, und 1884 haben uns noch schwerere Enttäuschungen getroffen. Anstatt der Erleichterungen, welche wir erhofften, haben wir einen schwereren Druck erfahren, als wir ihn seit vielen Jahren gekannt haben." In der That hat das laufende Jahr der Eisenindustrie noch keine Erleichterung von der Gedrücktheit gebracht, an welcher sie schon seit so langer Zeit zu leiden hat. Die Verhältnisse haben sich eher noch verschlechtert. So wird aus England gemeldet, daß die Verschiffungen sich in steigendem Maße vermindern und der einheimische Konsum, zumal der Schiffsbau, sich nicht bessern. Das Ergebniß dieser Umstände sei ein scharfer Druck gewesen, so daß die Fabrikanten gezwungen seien, sich einem ferneren Nachlassen der Preise zu unterwerfen, welch' letztere bisher schon unlohnend gewesen seien. Wie es in der heimischen Eisen-Industrie aussieht, beweisen die jüngsten Berichte aus den oberschlesischen Bezirken. Die bisher für die Bessergestaltung der Dinge angewandte Methode der Produktionseinschränkung hat Nichts geholfen. Eine Ueberproduktion bleibt noch immer vorhanden, die sich durch die Verminderung des Konsums, trotz der Abnahme der Produktion, noch immer fühlbar macht. Die Eisenindustrie, die wichtigste Industrie der modernen Zeit, stellt gleichsam einen Mikrokosmos des gesammten industriellen Lebens dar, und so lange sie noch keinen neuen Aufschwung nimmt, müssen wir die Hoffnung auf eine Bessergestaltung der allgemeinen industriellen Verhältnisse draußen lassen.

Theater.

Von **Otto Neumann-Hofer.**

Ein Sommernachtstraum vor zweihundert Jahren.

Die vortreffliche „Universal-"Bibliothek" des verdienstvollen Leipziger Verlegers, Herrn Philipp Reclam jun., die sich dem Literaturfreund schon durch manche glückliche Ausgrabungen empfohlen hat, bringt in einer ihrer neuesten Nummer (2019) den Wiederabdruck eines der interessantesten dramatischen Erzeugnisse unserer Literatur des 17. Jahrhunderts. Es ist das „Lustige Nachspiel / wie etwan vor diesem von Peter Sqventz aufgeführet worden / von Tobias und der Schwalbe / gehalten den 12. Febr. 1682" des Zittauer Rektors Christian Weise. Der Herausgeber Otto Lachmann hat die Wiedergabe getreu nach dem ältesten Druck, wie er in dem Sammelbande „Zittauisches Theatram, wie solches anno 1682 präsentieret worden, Zittau 1683" vorliegt, gehalten. Dadurch gewinnt seine Ausgabe erheblich an Werth vor der früheren, welche Rudolf Genée in der „Bibliothek deutscher Curiosa, Band V, Berlin 1882", veranstaltet und sich dabei willkürliche Kürzungen einzelner Szenen, Weglassung von anderen und Verfälschungen des ursprünglichen Stiles zu Schulden kommen ließ.

Das „Lustige Nachspiel" Christian Weises nennt sich eine „Schulkomödie." Der Zittauer Rektor verfaßte in rascher Folge eine erstaunliche Anzahl von Schau- und Lustspielen, die er von seinen reiferen Schülern zur Aufführung bringen ließ. „So habe ich die unvergleichliche Geduld über mich genommen," sagt er, „bei gesuchten Nebenstunden ohne den geringsten Abgang meiner ordinair — und extraordinair — Arbeit alle Jahre drei Spiele meinem Amanuensi in die Feder zu diktieren." Und obwohl er ausdrücklich hervorhebt, daß ihn keineswegs seine Inklination dazu getrieben habe, „so viel Zeugs" zu schreiben, so ist er sich doch der Wichtigkeit dieser Seite seiner produktiven Thätigkeit voll bewußt. Freilich war seine Absicht keine künstlerische, sondern eine rein pädagogische. In der Vorrede zu seiner „doppelten Poeten-Zunft" vom Jahre 1683 erklärt er sich weiter folgendermaßen: „Und gleich wie der Zweck dieser Lust dahin gehet, daß junge Leute sich einiger Besserung daraus getrösten mögen; also wird niemand leugnen, daß auch aus dergleichen Possen-Spielen ein guter Nutz entstehen kan. Denn ich wil geschweigen, daß oft blöde Ingenia, welche sonst in ernsthaften Sachen furchtsam thun, durch freye und negligente Action besser aufzumuntern sind; so ist es an sich selbst ein Großes, wenn man in lustigen Possen die Mediocrität treffen lernet, und durch lebendige Exempel erkennet, worinnen Moralitas Facetiarum, das ist, die rechtmäßige Richtschnur der Scherz-Reden zu bestehen pflegen. Nemlich es sol kein Mensch geärgert, niemand rechtschaffenes beleidiget, und dennoch ein iedweder durch gute Moralia in einer gewissen Sache unterrichtet werden."

Die Lust- oder vielmehr Possenspiele, die an keinen biblischen oder historischen Stoff anknüpfen, sind das beste aus der dramatisch-pädagogischen Werkstatt Christian Weises und unter ihnen ist das possirlichste und vielleicht das einzige, das man heute noch zu lesen im Stande ist, das vorliegende. In ihm ist die derbe Phantasie und die kecke realistische Komödienlaune des ehrsamen Rektors so sehr mit dem Pädagogen durchgegangen, daß die moralische Schultendenz Mühe hat, hervorzubrechen. Der Vorwurf ist dem Shakespeareschen „Sommernachtstraum" entnommen. „Ein vornehmer Graff begehet seinen Geburts-Tag, so wil dessen Hoff-Rath eine Lust machen, und lässet allenthalben den Befehl ausgehen, wer etwan eine Comoedie fertig hätte, der möchte sich einstellen. Aber zu allem Unglück kommen ihrer zwölffe, und wollen ihre Kunst anbringen. Wiewohl einer, der die Invention von dem alten Tobias und der Schwalbe ausgearbeitet hat, wird am meisten beliebt; Und ob er wol seine Comoedie ziemlich schlecht ausführet, so hat er dennoch so viel davon, daß ihm die Mühe belohnet wird." Das Weisesche Stück gleicht also in der Idee dem berühmteren „Peter Sqventz" des Andreas Gryphius, der gleichfalls aus Shakespeare seine Anregung schöpfte. Ist Weise seinem deutschen Rivalen auch durchaus nicht gewachsen, so hat er doch so viel des Eigenen und Guten, daß seine Posse zu den literarisch und kulturgeschichtlich bedeutendsten Zeugnissen jener traurigen Verfallszeit des deutschen Geisteslebens gehört.

Unter den zwölf Preisbewerbern trägt Bonifacius Lautensack, Kirchschreiber zu Bettelrode, mit seiner Komödie von „Tobias und der Schwalbe" den Sieg davon. Die Prüfung der zwölf Stücke und ihrer Autoren nimmt volle zwölf Auftritte in Anspruch und ist mit dem burlesken und unbeholfenen Witz jener Zeit ausgeführt, der haarscharf an der Grenze des Unfläthigen vorbeiführt. Ueber die Kriterien der Vortrefflichkeit der dramatischen Leistungen entspinnt sich ein großer ästhetischer Streit. Endlich kommt der Kanzleidiener des Grafen auf einen Ausweg, der allen kritischen Bedenken ein Ende macht. Er hat einen Hund von einem so subtilen Geruche, „daß er flugs errathen kan, welcher Mann vornehmer ist, als der andere; denn wenn der Gerichts-Schultze kömt, so wedelt er alle mahl mit dem Schwantze zehn mahl; aber wenn der Thürwärter kömt, so lasse er sich eher todt schlagen, ehe er mit dem Schwantze mehr als zweimahl wedelte." „Legt die Sachen nach einander hin" räth der kritisch gebildete Kanzleidiener, „bei welcher Comoedie der Hund am meisten wedeln wird, dieselbe muß unstreitig die beste seyn." Dieses abgekürzte Verfahren findet allseitige Zustimmung. Die Komödien werden auf die Erde gelegt, an die seines Schützlings Bonifacius jedoch bindet der schlaue Kunstmäcen ein Stück Fleisch, das natürlich für den Hund die stärkste ästhetische Ueberzeugungskraft besitzt.

Die abgewiesenen Autoren werden der Ehre theilhaftig, die Hauptpersonen des Dramas zu agiren. Um allen Zwist zu vermeiden, werden die Rollen ausgelost. Veit Habermuß, Arisensänger und Zeitungsschreiber zur Hahnbeisse, ein langer Kerl mit einem großen Barte, bekommt Tobias Hausfrau; Nikodemus Leyermann, wohlverdienter Sandseigermacher, ein alter Kerl im grauen Barte, den jungen Tobias; Kilian Schwalbennest zur Eselswiese, ein bäurischer Kerle, die Rolle eines Engels zuertheilt u. s. w. Der Verfasser selbst stellt einen Leuchter dar, eine „Hauptrolle", wie er sagt, weil der Leuchter auf dem Haupte getragen wird. Der dritte Akt des Stücks wird durch die Aufführung von Bonifacii Komödie ausgefüllt. Einige vornehme Zuschauer stellen sich ein, die nach Art der Rüpelkomödie den Dialog auf der Bühne durch ihre satirischen Bemerkungen unterbrechen. Hier befindet sich Weises komische Kraft auf dem Höhepunkt. Weit kommt die dargestellte Komödie nicht. Die aufziehenden Glossen der Zuschauer und die Ungeschicklichkeiten der Schauspieler bringen diese vollends aus dem Kontext. Mit wenigen, glücklich erfundenen, oft aber übermäßig derben Zügen werden sie in ihrer lächerlichen Blöße gekennzeichnet. Bald wissen sie nicht mehr aus noch ein, sie stolpern übereinander und bewerfen sich mit tölpischen Redensarten, die ebenso gemein wie unwiderstehlich komisch sind, und am Ende artet die Vorstellung in eine großartige Prügelei aus. Das Schlimmste wird durch die Dazwischenkunft des gräflichen Hofraths abgewendet, der die Leute im Namen des Grafen reichlich belohnt und bewirthet.

Der Reichthum an geschickt erfundenen, drastisch wirkenden Rüpelspäßen und der belebte, natürliche Dialog werden der Weiseschen Komödie einen Platz in der Literaturgeschichte sichern. Sie wendet sich offen und ehrlich an die gemeinsten Instinkte der Zuschauer, wie die ganze damalige Literatur; sie streut Zoten und unfläthige Redensarten in verschwenderischer Fülle um sich her, so daß man immer wieder von Neuem kopfschüttelnd den Titel „Schulkomödie" liest; aber sie ist wenigstens gesund und natürlich. Und wie gesund und natürlich — wenn man will, kann man auch roh dafür sagen — mußte die damalige Jugend sein, welcher einer der berühmtesten Pädagogen seiner Zeit dieses Zotenspiel darstellen ließ. Seine moralische Rechtfertigung giebt er selbst. Die beiden Hofräthe des Grafen streiten sich über die Nützlichkeit einer solchen albernen Bauernkomödie, wie sie eben eine gesehen haben. Der Eine, der sie vertheidigt, sagt: Ich halte derartige Possen für eine Artzenei des Menschlichen Elends; man hat davon, daß man desto freudiger an die zukünftige Arbeit gehet, wenn sich das Gemüthe in leichten und gemeinen Possen erqvicket hat. Man läßt die Leute (auf dem Theater) lachen: so kann man desto empfindlicher am Ende beweisen, wie sie niemand ausgelachet haben, als sich selbst."

Bei aller Rohheit der Form und Unbeholfenheit der Technik ist wirkliches dramatisches und volksthümliches Leben in Weises Komödie. Sie ist ein Beweis, daß selbst in der trübsten Zeit unserer Literatur gesunde Keime vorhanden waren. Sie kamen auf keinem Gebiete voll zur Entwickelung, am wenigsten auf dem des Lustspiels. Hier begann sehr bald die absolute Fremdherrschaft der Franzosen, welche vollständig noch heute nicht überwunden ist. Es ist ein melancholisches Vergnügen, auf manchen alten, aus dem Schutt der Vergangenheit aufgestöberten Wahrzeichen abzulesen, wie eine nationale Komödie sich hätte entwickeln können.

Musikalische Glossen

von **Alexander Moszkowski.**

„Die Musik als Ausdruck."

In der Aesthetik mehren sich neuerdings die Versuche, die Erscheinungen des Tongenießens auf die ganz elementare Grundlage des ursprünglichen Lautausdrucks zurückzuführen. Diese Versuche unterscheiden sich prinzipiell von denen der Gefühlstheoretiker, welche schwärmen und poetisiren, wo man von ihnen Erklärungen erwartet. Vor Kurzem wies ich an dieser Stelle auf die Nordau'schen Evolutionsanregungen hin, welche den Keim einer neuen auf Darwinistischen Grundsätzen zu entwickelnden Kunstphilosophie enthalten. Der Verfasser der „Paradoxe" schließt das betreffende Kapitel mit den stark ironisirenden Worten: „und wenn jetzt ein geduldiger Methodiker diesen Leitgedanken zu einem dreibändigen Kompendium auswalzen will, so wünsche ich ihm dazu gute Verrichtung"; in diesem Wunsch steckt entweder eine zu hohe oder eine zu geringe Meinung von dem Werth jenes Leitgedankens; eine zu hohe, wenn der Autor ihn allein für das wichtige, und die aus dem Keime zu entwickelnde Lehrfrucht für etwas Nebensächliches erachtet; eine zu geringe, wenn er seine Anregung als ein corpus vile den geduldigen Fortarbeitern zu beliebigem Experimentiren hinwirft. Nein, der Ausbau des Grundgedankens, daß das Schöne im Nützlichen wurzle, wird die Arbeit einer Reihe von Denkern sein müssen, und diese werden nicht auszuwalzen, sondern recht viel Neues hinzuzuersinnen haben, bevor es gelingen wird, unsere Erkenntniß von dem Warum und Weil der Tonempfindungen um ein Merkliches zu fördern und die unsubstantiellste aller Künste als eine von nachweisbar substantiellen Ursprüngen abgeleitete darzustellen.

Fast zur selben Zeit wie der früher besprochene Nordausche Auffsatz und gänzlich unabhängig von diesem erschien in Wien eine umfangreiche Schrift*), deren Verfasser sich bei seinen Untersuchungen nach den Quellen der Lautempfindung und des Tongenusses ebenfalls gedrängt sah, den Weg der Evolutionistik zu beschreiten. Halten wir uns einige Augenblicke bei etlichen der wesentlichsten Etappen des Hauseggerschen Gedankengangs auf:

Der Ausdruck durch Töne steht ursprünglich in ursächlicher Beziehung zu körperlichen Zuständen, zu Erregungen, welche theils mechanisch durch Muskelzusammenziehung den Laut auslösten, theils mit der Absicht verbunden waren, dieselben anderen kundzumachen, wie das in prähistorischen Zeiten vornehmlich beim Akt der Brautwerbung der Fall war. Die affizirten Muskeln, welche nicht in gleichartiger Spannung verbleiben können, gelangen zu einer periodischen Thätigkeit, von welcher die Dauer, Höhe und Tiefe der Lautäußerungen abhängig wird. Die Zeitdauer des Athems, welcher wiederum mit den Bewegungen des Körpers und dem dadurch beeinflußten mehr oder minder raschen Blutumlauf in Verbindung steht, erzeugt Unterbrechungen, welche die einzelnen Laute von einander scheiden, und zur Entstehung der Lautreihen führt.

Die Lautäußerungen werden in nachdrücklicher Weise von denjenigen Körperbewegungen ergriffen, welche zeitlich geordnet sind, also von den Verrückungen, welche durch den abwechselnden Gebrauch der Beine entstehen. Diese Bewegungen hinterlassen die Spuren ihrer Reihenfolge in den Lautkundgebungen als die Anfänge des Rhythmus. Die Maßeinheit, auf welche die Bewegung zurückgeführt werden kann, ist im Herzschlag gegeben, welcher durch die vom Blutumlauf bestimmten Bewegungen beeinflußt wird.

Als Ausdrucksmittel macht sich der Laut entweder von Anbeginn an, oder doch schon in den Anfängen seiner Entwicklung ebenso kenntlich, als die anderen von Erregungs-Zuständen abhängigen Muskel-Bewegungen, allein je mehr die Geberde in Folge der fortschreitenden Kultur, der Dienstbarkeit unter Arbeitszwecken und besonders der den Körper verhüllenden Kleidung als Ausdrucksmittel eingeschränkt wird, desto größere Bedeutung gewinnt der Ton. Das Verständniß für denselben wird um so klarer, je leichter der Hörer dahin gelangt, zu erkennen, wie sich der hervorgebrachte Laut zu dem Mittelton der Kehle, d. h zu dem ihr ohne Rücksicht auf Muskelveränderung eigenen Ton verhält. Von der Wirkung, welche die relative Tonhöhe ehedem ausgeübt haben mag, kann man sich allerdings heut kaum eine zureichende Vorstellung machen, da die Töne durch Uebung immer mehr Glätte gewonnen und in entsprechendem Maße ihre ursprünglich charakteristische Eigenschaft, den Erregungszustand zu offenbaren, verloren haben. Das Ohr ist in dem nämlichen Verhältniß gegen die Eigenheiten der Kehlausdrucksmittel unaufmerksamer und von denjenigen Qualitäten des Tones in Anspruch genommen worden, welche ihm absolut und unabhängig von den erzeugenden Impulsen anhaften.

Die Betrachtung gewisser Spracheigenthümlichkeiten bietet eine Kontrolle für die vorstehenden Annahmen bezüglich der Entstehung und ursprünglichen Wirkung der Töne. Die ältesten Sprachen waren monosyllabisch, ein Beweis, daß ihre Bestandtheile plötzlichen, unvermittelten Erregungsäußerungen entstammten. Im Chinesischen, wie im Sanskrit, liegt in der Tonhöhe der Silbe ein mitwirkender Faktor für den Begriffswerth des Wortes, und die Intervalle, welche zwischen den Hebungen und Senkungen liegen, werden von den Sprachforschern als musikalisch bestimmbare bezeichnet. Auch bei manchen wilden Völkerschaften hat ein Wort verschiedene Bedeutung, je nachdem die ihm anhaftende Tonhöhe wechselt; ja im Chinesischen giebt es ganze Wortgruppen, welche überhaupt nicht begrifflichen Zwecken dienen, sondern lediglich des Klanges wegen in die gesprochenen Sätze eingewebt werden. Die ursprüngliche Sprache zeigt uns somit noch in ihrer heutigen Erstarrung den Zusammenhang der Lautäußerung mit dem Erregungszustande.

Auf solchen Voraussetzungen, welche sich im Excerpt wie lose, nebeneinanderstehende Thesen ausnehmen, im Buche indeß durch scharfsinnig kombinirte Beweisglieder verkettet werden, führt Hausegger ein recht stattliches Bauwerk musikalischer Aesthetik auf. Wer den Baugrund betrachtet, kann sich leicht denken, wie der Giebel ausfallen muß: die Wahrheit des musikalischen Ausdrucks wird gefeiert, insofern diese auf der Uebereinstimmung des Tongebildes mit den natürlichen Elementen beruht, welche ursprünglich lauterzeugend und später kunsttreibend gewirkt haben. Der relative Werth der Hauseggerschen Ausführungen soll unumwunden als ein recht beträchtlicher anerkannt werden; absolute Geltung wird eine Ausdrucksästhetik nur bei denen beanspruchen dürfen, welche in der Tonkunst das Ausdrucksvoll-Wahre und das rein Musikalisch-Schöne identifiziren. Leider ist bis heut noch kein Generalnenner ausgerechnet worden, welcher geeignet wäre, als Werthmesser für beide Eigenschaften zu dienen; und so lange ein solcher nicht ermittelt ist, haben die Anhänger der Theorie von der „tönend bewegten Form" keine Ursache, zum Rückzug zu blasen.

---

*) „Die Musik als Ausdruck" von Dr. Friedrich von Hausegger, Docent an der Universität zu Graz. Wien 1885, Verlag von Karl Konegen.

Unsere Primaner.

Ein Schnoll-Sermon von Gilbert Hofer.

Der Primaner ist das Schmerzenskind und der Prügelknabe unserer gebildeten Gesellschaft. Man weiß nichts mit ihm anzufangen. Bald führt man ihn in Parade auf, um in stummer Erhabenheit den „Stolz" der Familie darzustellen, bald verweist man ihn achselzuckend in die Kinderstube. Heute traut man ihm die extravaganten Kraftäußerungen eines geborenen Genies oder Helden zu; morgen verbindet man mit ihm den Begriff der hilfsbedürftigsten Unmündigkeit. Der dumme Backfisch im Tanzzirkel sagt: Es ist nur ein Primaner. Der Vater, der seinem erwachsenen Sohne auf der Schulbank das Taschengeld mit ängstlicher Kärglichkeit zumißt, sagt: Erst ein Primaner. Die Mutter, die ihm heimlicherweise einen Theil ihres ersparten Kostgeldes zusteckt, sagt: Er ist schon ein Primaner. Der Kneipwirth, zu welchem nicht minder heimlich die elterlichen Batzen wandern, begrüßt „die Herren Primaner" mit liebenswürdiger Heuchelei; der Klassenlehrer der Prima redet sie in guten Stunden ebenso an mit wohlfeiler Ironie. Die Primaner aber, die bei dem Titel „Herren" bis hinter die Ohren erröthen, sehen, wie die gleichalterigen Kommis dieselbe Bezeichnung mit aller Seelenruhe in Empfang nehmen und können für diesen Unterschied keinen anderen Grund ausfindig machen, als den, daß jene vielleicht unwissender sind als sie.

Im Allgemeinen huldigt man der nicht ganz grundlosen Anschauung, daß der Mensch mit dem Alter reifer wird und daß in gleichem Maße sein Anspruch auf Respektabilität und Beachtung wächst. Unsere Schulweisheit indessen hat diese Meinung für den gebildetsten Theil der jungen Menschheit außer Kurs gesetzt. Sie kennt nicht einen unentwickelten Knaben von neun Jahren und einen ausgewachsenen Jüngling von achtzehn Jahren; sie kennt nur „Schüler", d. h. in der muffigsten Sprache unserer Pädagogen: „dumme Jungen." In diesen weiten Begriff verschwindet sowohl der Sextaner, wie der Primaner. Die Schulgesetze — nicht nur diejenigen, welche die Organisation der Anstalt betreffen, sondern auch die andern, welche das häusliche und moralische Leben der Schüler zu reglementiren bestimmt sind, — erstrecken sich unterschiedslos auf Beide. Vor dem Gesetz sollen alle gleich sein, gut — leider sind sie es aber nicht vor der Natur. Und aus diesem Mißverhältniß ergeben sich Konflikte, die theils lächerlicher, theils ärgerlicher Art sind, in beiden Fällen aber demoralisirend wirken. Wir beobachten hier dieselbe Erscheinung, die stets im Gefolge einer schematisirenden Sittenpolizei auftritt, daß sie die Unsittlichkeit verschärft und natürliche Neigungen zu Lastern entwickelt.

Welch eine Verwirrung der Begriffe von Recht und Schicklichkeit richtet unsere pulgäre Gymnasialpädagogik in den Köpfen der älteren Schüler an! Da steht schließlich die unschuldigste Handlung nicht mehr als solche fest. Ueber allen Vergnügungen und Neigungen, zu denen sie die natürliche Entwickelung ihres Körpers und Geistes treibt, steht mit großen Buchstaben geschrieben: Eintritt verboten! Und warum ist der Eintritt verboten? Weil die Dinge unschicklich und unsittlich sein sollen. Aber dieselben Dinge sehen sie alle Tage von Altersgenossen begehen, die der Schulruthe entzogen sind, ohne daß diese darum den geringsten Schaden an Leib und Seele erlitten; sie sehen sie von ihren älteren Brüdern und Eltern begehen, ohne daß die Familie dem Ruin anheimfiele oder in der ganzen Stadt als eine sittenlose, verderbte Gesellschaft verachtet würde; ja, sie sehen sie täglich von ihren eigenen Lehrern mit vielem Behagen verüben, von denselben Lehrern, welche sie mit den schwersten Strafen belegen würden, wenn sie dieselben harmlosen Dinge an ihnen bemerkten.

Ist das nicht verwirrend und erbitternd zugleich? Der Primaner gewöhnt sich daran, einen Genuß, selbst wenn er nicht ausdrücklich in der Schulordnung verboten ist, als eine Sünde zu betrachten. Er versteht die Tendenz der Schulvorschriften, und diese ist ihm gleichbedeutend mit dem fünfteren Satz: jede Freude ist Verbrechen. Er muß von dem Standpunkte der Schulordnung aus die ganze Menschheit für eine unheilbare Horde von argen Sündern halten, und diejenigen natürlich für die größten, welche die Gebote erlassen haben, ohne sie im mindesten zu halten. Wenn er einen plausiblen Grund einsähe, ihn von den Freuden der Welt auszuschließen, sie den anderen aber zu gestatten! Einen solchen Grund sieht er indessen nicht ein. Und es dürfte auch schwer sein, einen ausfindig zu machen. Er ist also in seinem Denken genöthigt, den Zwang, den man ihm auferlegt, für eine Chikane anzusehen, die entweder der Dummheit oder der Böswilligkeit ihren Ursprung verdankt. Er sieht die ganze erwachsene Menschheit gegen sich verschworen, um ihn in einen Schraubstock zu pressen und das Wachsthum der sich dehnenden und strebenden Glieder zu behindern. Mit seinen langen Armen und Beinen glaubt er ein Vorwurf und eine Beleidigung der vollkommen Erwachsenen zu sein und er fängt an, sich öffentlich ihrer zu schämen, während er im Geheimen auf sie trotzt. Seine straffen Muskeln beweisen ihm mit unmittelbarster Deutlichkeit, daß er beginnt, ein Mann zu werden. Die Schulweisheit sagt: nein, das ist nicht wahr! und ächtet die Regungen der erwachenden Mannesnatur als Streiche eines dummen Jungen. Der Flaum auf der Oberlippe spricht deutlich: der junge Mann bekommt einen Bart; die Schulweisheit sieht es und sagt: nein, das ist nicht wahr! und erlaubt sich ein Primaner, Stoppeln um Kinn und Lippen zu zeigen, so ist es wiederum ein Dummenjungenstreich. Und der Primaner bewacht sein Gesicht, wie ein Asket die Regungen des Fleisches, und bemerkt er das erste Barthaar, so schleicht er wie ein scheuer Sünder zum Barbier, um in möglichster Heimlichkeit den Zeugen seiner verbrecherischen Natur beseitigen zu lassen.

Die Logik der deutschen Schulordnungen ist in der That von einer wunderlichen Beschaffenheit; sie verdiente ihre besondere, belustigende Monographie. Mit allem Ernst einer runzligen Schulgelehrsamkeit füttert man unsere Primaner mit den Obscönitäten Ovids; man verbietet ihnen aber den Besuch der Theater ohne besonderen Erlaubnißschein. Lehrer und Schüler schwelgen zusammen im höchsten Entzücken bei den Bacchanalien des Horaz; ein Glas unschuldigen bairischen Biers wird jedoch als der Gipfel der Frechheit betrachtet, den ein Primaner erklimmen kann. Man sucht sein Naturgefühl durch die herrlichen Wanderlieder Geibels und Eichendorffs zu erwecken, man läßt ihn von der Reise schwärmen durch Busch und Feld „in der prächtigen Mondenmacht;" aber man belegt ihn mit einer ehrenrührigen Strafe, wenn er nicht um zehn Uhr Abends zu Hause ist. Der Literaturlehrer hält vor seiner Prima einen himmelnden Vortrag über die Liebe von Max und Thekla; kommt er aber hinter einen schwärmerischen Briefwechsel zwischen einem seiner Zuhörer und einer „höhern Tochter" von der ersten Klasse der benachbarten Mädchenschule, so reicht er den Direktoren beider Anstalten eine Denunziation ein, welche eine harte Freiheitsstrafe oder gar Relegation im Gefolge hat. Man verlangt von unseren Primanern nachgeplapperte Faseleien über alle möglichen und unmöglichen Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen sich nur die Schulweisheit etwas träumen läßt, man läßt sie in ihren Aufsätzen die „Gedanken eines sterbenden Greises über die Kindheit" entwickeln und die Gefühle Cäsars beim Uebergang über den Rubicon schildern; man ächtet aber jeden ihrer eigenen Gedanken, sobald er über die Lippen kommt, als Naseweisheit. Man erwartet von ihnen das frömmste Gemüth und die simpelste Kindergläubigkeit beim Vortrag der mosaischen Schöpfungsgeschichte in der Religionsstunde; in der nächsten Lektion setzt man aber von ihnen voraus, daß sie die nöthige Gewandtheit in der konventionellen Lüge besitzen werden, um die Lehren der Geologie über das Alter und die Entstehungsart der Erde ohne Herzensbedrängniß entgegenzunehmen.

Kann man von einer solchen Erziehungsmethode, die von Zwiespältigkeiten und Widersprüchen überlastet ist, andere Erfolge erwarten, als wir sie täglich in der Ungeschliffenheit, der Verbissenheit und dem scheuen Trotz unserer Primaner beobachten? In den großen Städten vermögen die Uebel weniger anzuwachsen, als in kleineren Orten, wo die Schulüberwachung eine weit ausgedehntere ist, wo die Gymnasialdirektoren noch vielfach den Muth der Naivetät besitzen, in die Familien einzudringen, um die häusliche Aufführung der Söhne zu kontroliren und die Familienväter noch gutmüthig genug sind, einen so dreisten Eingriff in ihr Hausrecht geduldig hinzunehmen. Wie die Primaner selbst gegen den Zwang, den die Schule ihrem privaten Leben auferlegt, reagiren, ist hinlänglich bekannt. Sie empfinden das Unnatürliche der Schuldisziplin mit vollster Deutlichkeit und in dem Kampf zwischen Natur und Klasse liegt die erstere allemal im neunzehnten Jahrhundert, im Zeitalter der Humanität und der Freiheit ist diese Entscheidung an sich nicht zu bedauern; aber was sie zu einer tief verderblichen macht, ist, daß sie in aller Heimlichkeit geübt werden muß. Der Primaner läßt sich im Allgemeinen die Rechte, welche die Natur ihm verspricht, nicht verkümmern; da er sie aber nicht im Lichte des Tages ausüben darf, verkriecht er sich in das Dunkel der Nacht und der gemeinen Spelunken. Das Glas Bier, das er öffentlich mit der Wohlanständigkeit eines gut erzogenen Menschen genießen würde, gießt er nun in den räucherigen Hinterstuben der niedrigsten Wirthshäuser hinunter. Man sagt, ein junger Mensch von siebzehn Jahren bedürfe keiner Alkoholica. Ganz recht; er könnte ohne sie das glücklichste, zufriedenste und gesündeste Dasein führen. Aber nicht nur er allein; auch sein Lehrer bedarf ihrer nicht und seine erwachsenen Verwandten ebensowenig. Absolut nothwendig sind die alkoholischen Getränke vielleicht nur dem höchsten Alter und in gewissen Krankheitszuständen. Wären sie nicht vorhanden, so würde man sie leicht und glücklich durch andere Genußmittel ersetzen können. Nur sie aber einmal gang und gäbe sind, schaden sie dem Primaner nicht mehr, als dem Manne, der im Berufsleben steht. Nur das Uebermaß ist vom Uebel; dieses wird aber durch die Schülervorschriften geradezu hervorgerufen.

Wie mit dem Biergenuß verhält es sich mit allen übrigen Dingen, an welchen ein junger Mann im Alter unserer Primaner sein Genügen findet, und nicht zum wenigsten mit seinem Gedankenleben. Niemand hält es für wichtig genug, es ernsthaft zu beachten und ihm im geselligen Verkehr die Bedeutung einzuräumen, die er beanspruchen darf. Die Freiheit und Leichtigkeit des Umgangs geht darüber den jungen Leuten verloren; die ästhetische Seite ihrer Natur wird dadurch geradezu in den Koth getreten. Die Gegenwirkung ihres Innern äußert sich in einem verbissenen Trotz. Unter sich sprechen sie ihn aus, unter sich fühlen sie sich wohl. Nach außen hin stecken sie eine Larve vor, hinter welcher ihre wahren Züge schwer zu erkennen sind. In ihrem Verkehr mit den Menschen verschanzen sie sich hinter einer doppelten Bastion von Lüge und Heuchelei, welche die Schuldisziplin ihnen anerzogen hat. Und es wäre wunderbar, daß eine solche Erziehungsmethode keine moralisch nachhaltigeren Schäden hervorrufe, wenn nicht die Primaner selbst ein außerordentlich sittliches Moment in ihrem Verkehr ausgebildet hätten: die unverbrüchliche Heiligkeit der Kameradschaft. Kein größeres Verbrechen giebt es in ihren Augen, keinen schlagenderen Beweis für Charakterniedrigkeit, als das Angeberthum, das von der Schule leider begünstigt wird. Die Pädagogen, die selbst Primaner gewesen sind und einstmals von demselben Geiste erfüllt waren, sollten sich ihrer eigenen Jugend erinnern und bedenken, daß die menschliche Natur sich seit ihren Schuljahren nicht geändert hat. Sie sollten sich erinnern, daß sie die Gebote der Disziplinarordnung selbst nicht für vernünftig und begründet angesehen haben und daß, wenn sie dieselben, als gute und heilsame Gesetze betrachtet hätten, sie in ihren jungen Jahren abgefeimte Verbrecher gewesen sein müßten; sie sollten sich klar machen, daß demgemäß die Primaner nur Eines vor der tiefen Unsittlichkeit der Lebensführung retten kann — die Ueberzeugung von der Beschränktheit der Gesetzgeber.

Das Telephon und das Licht.

Von

Eduard Adler.

Eine Reise nach dem Monde ist uns von Jules Verne bereits dargestellt worden. Er hat in einem seiner sonderbaren Romane mit allen physikalischen und naturwissenschaftlichen Raffinement die Schwierigkeiten und Möglichkeiten eines solchen Unternehmens zu farbenprächtigen Bildern zusammengefaßt. Jeder, der dies Buch gelesen hat, glaubt schon an die Möglichkeit einer Reise nach dem Monde. Woran er aber beim besten Willen nicht glauben kann und glauben wird, ist, daß der Forscher in nicht ferner Zeit gar keiner Reisen nach dem Monde bedarf, um sich mit den frappirenden Mondbewohnern zu unterhalten. Man wird wie ein guter Nachbar den andern, die Bewohner des Erdtrabanten anrufen können und sich mit ihnen von den beiderseitigen Sorgenstühlen aus auf das Gemüthlichste zu unterhalten vermögen.

Wenn ich aber meinen Lesern die Möglichkeit einer solchen Sache nachweisen will, muß ich sie schon bitten, mit mir einige Sprünge in das Land der Physiker zu unternehmen. Da geht es seit längerer Zeit recht munter her. Man ist in eine Art Erfindungsrausch getreten und taumelt nun von Neuigkeit zu Neuigkeit. Die erste war die Telegraphie, die zweite war die Telephonie und die dritte, nun das sind eben die ersten Anfänge zu jener famosen Telephonie ohne Draht, von der wir uns hier unterhalten wollen. Der Leser wird das Prinzip des Telephons wohl noch kennen, er wird wissen, wie man dabei durch den Schall eine Platte in Bewegungen versetzt, es wird ihm bekannt sein, wie diese Schwingungen in einem Eisenstab Magnetismus, und wie dieser Magnetismus in einem Drahte Elektrizität hervorruft. Er wird ferner wissen, welche Entfernungen dieser Draht zu überspannen vermag, und wie sich in weitentfernten Abstand von der Ursprungsstelle wieder die Elektrizität in Magnetismus und dieser sich in Bewegung und in Schall, in menschliche Sprache verwandelt. Das ist im Grunde genommen die Leistung des Telephons, das sind seine Eigenschaften, darin liegen seine Fehler und seine Vorzüge.

Der größte Fehler des Telephons ist der Draht, dessen es zur Uebertragung des elektrischen Stromes bedarf. Würde dieses unglückliche dünngezogene Eisen- oder Kupferfädchen nicht am Telephon hängen, so besäßen wir in demselben ein Werkzeug von ungeheuerster Tragweite. Der Draht aber erhöht die Kosten der Telephonanlage, der Draht verunziert alle Gegenden, in denen Telephone verwendet werden, und der Draht versagt uns, wenn wir Elektrizität in ungemessene Entfernungen schleudern wollen. Verstärken wir den elektrischen Strom, so ist der Draht zu schwach, um ihn zu leiten, verstärken wir aber den Draht, so verbrauchen wir ganz bedeutende elektrische Kräfte, um nur die gleichen Leistun-

Himmlische und irdische Liebe.

Novelle

von

Paul Heyse.

(3. Fortsetzung.)

„Ihr Helenchen?" versetzte er betroffen. „Ich wußte nicht —"

Sie lachte. „Es ist das Kind der guten Frau, bei der ich wohne, aber es hängt an mir fast mehr als an der Mutter, und ist ein goldiger kleiner Schatz. Im vorigen Winter, da es auf den Tod krank war, hab' ich es Tag und Nacht gepflegt, denn die eigene Mutter konnte es nicht, weil sie selbst ihr Brod damit verdient, Kranke zu warten, und fast jede Nacht wachen muß, und wenn sie dann heimkommt, fallen ihr die Augen zu. Die Großmutter aber ist zu gebrechlich und fast taub — wer sollte sich da des lieben Würmchens annehmen, als ich? Und der Doktor sagte auch: wenn ich nicht gewesen wäre, hätte er sie nicht durchgebracht."

„Wie alt ist das Kind?" fragte er, um irgend etwas zu sagen, obwohl es ihn nicht im Mindesten interessirte. Er hing nur wieder an ihren Augen und gab sich dem Reiz ihrer Stimme hin.

„Vier Jahre, aber so klug, wie ein sechsjähriges und so gut — ich wüßte nicht, wie ich's überstanden hätte, wenn es mir gestorben wäre. Haben Sie Kinder gern?"

„Sehr, und sie wissen es auch gleich und erwiedern es."

„Wenn es Ihnen Freude machte," sagte sie nach einem kurzen Besinnen, „ich möchte Ihnen das Lenchen wohl zeigen. Es wird schon im Nachtröckchen sein, sonst holte ich es herunter. Aber vielleicht bemühen Sie sich in die Wohnung hinauf. Es ist gleich dort das dritte Haus, und die dunkle Treppe wird Sie nicht abschrecken. Der Hausherr leidet es nicht, daß Licht gebraunt wird, wegen des vielen Holzes in der Werkstatt. Und wozu auch? Wir drei Frauenzimmer sind keine vornehmen Miether, und er selbst, der im ersten Stock wohnt, kommt fast immer illuminirt nach Haus und tappt sich mit Gottes Hilfe in sein Zimmer hinauf."

Sie ging ihm mit einem stillen Lächeln voran, ohne seine Antwort abzuwarten, und führte ihn in ein ansehnliches, aber schmuckloses Haus, dessen Erdgeschoß von dem Magazin und den Arbeitsräumen eingenommen war. „In der Beletage," sagte sie, als sie die erste Treppe erstiegen hatten, „wohnt jetzt der Meister allein mit einer alten Person, die ihm das Hauswesen führt, seit die Meisterin gestorben ist. Das obere Stockwerk stand leer. Die Leute mögen in keinem Schreinerhause wohnen, des Lärmens wegen. Da hat der Wirth ein paar Hinterzimmer uns eingeräumt, er dachte wohl, es würde sich etwas anspinnen zwischen mir und ihm, ich habe ihm aber jede Hoffnung benommen, und dennoch läßt er uns wohnen. Denn man hört ja nicht auf die Vernunft, wenn man sich einmal Etwas in den Kopf gesetzt hat. Steigen Sie nur vorsichtig mir nach, es ist stichdunkel, aber nun sind wir auch oben."

Sie öffnete rasch eine Thür, die sich im dunkelsten Winkel des Treppenflurs befand, und ein schwacher Lichtschimmer drang ihnen entgegen. Sogleich hörte er ein helles Kinderstimmchen „Tante Traud!" rufen und sah ein kleines blondhaariges Geschöpf in einem langen Schlafkittelchen, das lebhaft der Eintretenden entgegensprang und ihr die Aermchen um den Hals schlang. Im Hintergrunde saß eine zusammengeschrumpfte kleine Alte in einem hohen Lehnstuhl vor einem Spinnrad und blickte aus müden Augen verwundert auf.

„Hier ist ein guter Herr, der das Lenchen sehen will, Großmutter!" sagte die Traud. „Er hat die Kinder so gern. Ich hab' ihm von unserem Goldkind erzählt. Ist es auch brav gewesen?"

Die Alte nickte theilnahmlos mit dem grauen Kopf und sah dann wieder auf ihren Faden.

„Dann soll es auch was Gutes bekommen, eh' es ins Bettchen geht," sagte das Mädchen, band rasch ihr Hütchen ab und setzte sich, ohne auf den Gast weiter zu achten, auf den Stuhl am Tische, auf welchem eine armselige Lampe brannte und ein Bilderbuch lag. Die Kleine war ihr sofort behende auf den Schooß gesprungen und ließ sich die süßen Bissen wie ein junger Vogel, den die Mutter füttert, in das rothe Schnäbelchen stecken. Dabei plauderte Traud beständig mit ihr, nur zuweilen warf sie einen Blick auf Chlodwig, wie wenn sie sagen wollte: Ist es nicht ein herziges Ding? Aber man darf es ihm nicht merken lassen, weil es sonst eitel wird.

„Und nun ist's genug, Schätzchen," sagte sie endlich, „und das Andere heben wir für die Mama und Großmama auf. Das Lenchen aber sagt gute Nacht — erst der Großmama — und jetzt auch dem guten Herrn eine Patschhand. Wenn Sie sehen wollen, wie brav unser Kind zu Bett geht — es schläft drinnen bei der alten Frau, aber die Thür in meine Kammer bleibt auf, und wenn es nur ein wenig hustet oder in einem bösen Traume weint, bin ich gleich bei ihm."

Sie zündete ein Licht an und trug es vorsichtig mit der linken Hand in das Nebenzimmer, während sich das Kind auf ihrem rechten Arm dicht an sie schmiegte, sichtbar verschüchtert durch den fremden Mann, der so stumm, wenn auch mit freundlichem Gesicht, sie begleitete. Zwei Betten standen dort an der gelbgetünchten Wand, über denen ein paar alte Lithographieen in verblichenen Goldrahmen hingen; das Kinderbett zwischen den großen war mit weißen Linnen überzogen, während die anderen Betten sich mit sauberem gewürfeltem Baumwollenzeug begnügen mußten.

Chlodwig sah mit inniger Rührung, wie sie die Kleine niederlegte, dann neben ihr auf die blanke Diele hinkniete und die gefalteten Händchen des Kindes in die ihren nehmend ihr einen bekannten Gebetvers vorsagte. Darauf beugte sie sich über das kleine schlaftrunkene Gesicht und küßte es auf beide Augen. In alle dem war sie so völlig unbefangen, als ob kein Zeuge ihres Thuns zugegen wäre.

Eine kurze Weile hielt sie ihr Gesicht auf das Kissen der Kleinen geneigt, dann erhob sie sich behutsam und winkte Chlodwig mit den Augen. „Sie schläft schon," flüsterte sie. „Nun will ich das Licht hinaustragen. Sehen Sie, dort ist mein Reich —" und sie deutete auf die offen stehende Thür der Nebenkammer. „So machen wir Eine Familie."

ger wie sonst hervorzurufen. Wir müssen uns daher die Aufgabe stellen, Telephone zu bauen, für die wir keines Drahtes bedürfen.

Wie macht man das? Kann man die Elektrizität der Telephone durch die Luft hindurchsenden? Nein. Aber man kann die Elektrizität in Wärme, in lebendige Kraft und in Licht umwandeln. Schicken wir also nicht die Elektrizität als solche durch den Raum, sondern eines der eben genannten Substitute. Wärme und Kraft versagen vermöge ihrer langsamen Bewegung, die sich überdies nur schwer in weitere Entfernungen übertragen läßt. Unsere einzige Hoffnung bleibt das Licht. Es muß erstrebt werden, elektrische Schwingungen in Lichtschwingungen zu verwandeln.

Es ist gelungen. — Ein jeder Körper, durch den man einen elektrischen Strom schickt, läßt denselben mit einem größeren oder geringeren Widerstand hindurch. Das Selenium, ein chemisches Element, das dereinst von Berzelius entdeckt wurde, als er ein werthloseres darzustellen suchte, zeigt beim Tageslicht einen anderen Widerstand als bei Nacht. Als Professor Bell darauf hin diesen Körper näher untersuchte, fand er, daß sich die Widerstandsfähigkeit nicht nur bei Tag und Nacht, bei Dunkel und Hell, sondern bei jeder Aenderung der Lichtstärke, bei jeder Schwingung des Lichtes ändert. Ein elektrischer Strom, welcher ein Stück Selenium durchfließen hat, wird mit seinen beständigen Schwankungen genau jene Schwankungen wiedergeben, welche sich in dem Licht vollziehen, das auf das Selenium auffällt.

Nachdem man das wußte, konnte man an den Bau des neuen Apparates gehen. Am Ende eines Sprachrohres befindet sich eine Membran, auf welcher ein kleiner Spiegel befestigt ist. Auf den Spiegel fällt beständig ein bestimmtes Licht, das er als Lichtstrahl in einer bestimmten Richtung zurückwirft. In dieser Richtung liegt ein Stück Selenium, durch das ein elektrischer Strom in gleichmäßiger Stärke fließt, der Draht führt ihn alsdann in ein Telephon, wo er, wie gewöhnlich, die eiserne Spule umgiebt. Das ist das Werkzeug.

Spreche ich in das Rohr hinein, so schwingt die Membran und mit der Membran das Licht. Die Lichtschwingungen fallen auf das Selenium und verursachen elektrische Schwingen, diese gehen dann auf gewöhnliche Weise in das Telephon und wirken dort genau so wie sonst. Unser Apparat ist ein Telephon, bei dem ein Lichtstrahl die Stelle des Drahtes ersetzt. Licht ist aber ein feineres Gebilde und funktionirt besser. Unsere elektrische Geschwindigkeit ist beschränkt und läßt sich mit irdischen Maßen messen, das Licht jedoch legt 41,000 Meilen in der Sekunde zurück. Wir haben auf der Erde keinen geraden Weg, den wir das Licht schicken könnten, sie sind alle viel zu klein, um denselben auch nur für eine sechstel Sekunde Beschäftigung zu erwirken. Von dieser Vollkommenheit ist der Draht des neuen Telephons.

Noch ist dieser Apparat, der Lichttöner oder das Photophon, nicht über das Gebiet der wissenschaftlichen Versuche hinausgetreten, aber hier hat er schon ganz erfreuliche Ergebnisse zu Tage gefördert. Um seine Leistungsfähigkeit festzustellen, wurde der erste Theil des Apparates auf dem Dach eines Gebäudes in Washington und der zweite in Professor Bells Laboratorium, welches 830 englische Fuß entfernt war, aufgestellt. Prof. Bell berichtet mit eigenen Worten: „Es war unmöglich, mündlich auf eine solche Entfernung zu verkehren. Da stand ich, beobachtete Herrn Tainter und versuchte, durch das von dem Spiegel kommende Licht fast geblendet, vergeblich, den Sinn jener Bewegungen zu errathen, welche er bei der großen Entfernung machte, um mir verständlich zu sein. Da schoß mir auf einmal der Gedanke durch den Kopf, an den mit dem Selenium verbundenen Telephonen zu lauschen. H. Tainter sah mich das Fenster verlassen und sprach nun in das Sprachrohr. Ich verstand ihn ganz deutlich. „Herr Bell, wenn Sie hören, was ich sage, so kommen Sie an das Fenster und schwingen Sie Ihren Hut.“ Es ist wohl nicht nöthig zu berichten, mit welchem Vergnügen ich gehorchte. Seitdem hat man das Photophon noch auf weitere Entfernungen verwendet.

Zwei Dinge standen einer praktischen Verwerthung des Apparates entgegen, die Kostspieligkeit des Seleniums und die Unmöglichkeit, das Licht auf solche Entfernungen in geradem Strahl zu senden, wie es unser Interesse an dem neuen Instrument wünschen läßt. Der erste Fehler ist bereits überwunden, da man das Selenium durch billigere Stoffe ersetzen kann, und der zweite wird hoffentlich auch bei den steten Fortschritten der Physik seine baldige Erledigung finden.

Auch ohne das läßt sich der Werth des Photophons nicht in Abrede stellen. Man denke an seine Verwerthung im Kriege, wo es uns Telegraph und Telephon, Luftballon und Taubenpost ersetzen wird. Was hilft das Abschneiden der Telegraphenleitungen und das Verlegen der Wege, was hilft die Luftballonkanone und die Brieftaubenjagd, wenn der unstellte Gegner sich mit Hilfe des Lichtes seinen Freunden verständlich macht, das Licht läßt sich nicht abschneiden. An Stelle der langwierigen Signale von Leuchtthurm und Lootsenstation zum Schiff und vom Schiff ans Land, tritt nun die mündliche Unterhaltung. Nimmermehr fahren die Schiffe mit Flaggengruß allein auf dem Ocean an einander vorbei; ohne sie zu gefährden oder Zeitversäumniß zu schaffen, gestattet ihnen das Photophon eine Verständigung durch den Klang der Menschenrede.

Nur einen Schritt weiter braucht der Geist noch auf diesem Gebiete zu gelangen, und das häßliche spinnwebeartige Gewirr, die Telephondrähte, fallen herab und werden ersetzt durch die Strahlen goldenen Lichtes. Eine jede Lichtveränderung der Sonne, eine jede jener gewaltigen Umwälzungen der Sonnenatmosphäre bringen als Stimmen von anderen Weltkörpern an das Ohr des Forschers, noch einen Schritt weiter und das Photophon dient uns als Sprachrohr. Gleichwie man früher die Schiffe anrief, so rufen wir alsdann die Welten an und hoffentlich bekommen wir Antwort. Bis jetzt haben wir das Wort Weltverkehr, aber noch nicht die Sache, aber dann wird dereinst der Tag kommen, wo wir unter den Spezialtelegrammen die neuesten Photophon-Nachrichten aus dem Monde oder vom Mars haben.

Jules Verne, der heute noch unsere Phantasie mit einer Reise nach dem Monde in Spannung setzt, wird dann schließlich noch erleben, wie Stange solche Reisen alljährlich veranstaltet, und während uns früher einige Meilen völlig von unseren Lieben trennten, werden wir dann auch noch in mündlichem Verkehr mit ihnen stehen, wenn sie sich in der Sommerfrische auf dem Monde befinden. Das Alles aber danken wir dem Licht.

Französisches.

Von **Albert Traeger.**

II.

Georges Ohnet.

Auch in Frankreich beginnt man des Realismus in seinen cynischen Ausläufern müde zu werden und ist von der schwülen Treibhaus-Atmosphäre mit ihrem betäubenden Dunst abgespannt und erschöpft. Das unaufhörliche Nebhuhn verleidet selbst dann, wenn es immer schärfer mit spanischem Pfeffer gewürzt wird. Allgemein war man erwartungsvoll, welchen Einfluß die gesetzliche Einführung der Ehescheidung auf die Literatur ausüben würde, denn damit war das Hauptproblem gelöst, man sah eine Abnahme des Ehebruches auf der Bühne und im Roman voraus. Zum Theil hat sich diese Hoffnung auch erfüllt, aber die französischen Schriftsteller sind ebenso gewandt als hartnäckig und verstehen es, immer wieder auf das heikle Thema von der verbotenen Liebe und den Rechten des Herzens zurückzukommen. Unter denen nun, die mit allem Ernst eine Rückkehr zum Gesunden und Bürgerlichen anstreben, steht in erster Reihe Georges Ohnet. Schon hat er sich einen großen Namen gemacht und wird von den täglich sich mehrenden Anhängern als der ersehnte Reformator begrüßt. Auch in Deutschland ist er durch sein Schauspiel „Der Hüttenbesitzer“ allgemein bekannt geworden. Es ist eine Dramatisirung seines gleichnamigen Romans, und dabei oder deswegen kann eine dürftige Bleistiftskizze desselben, aber es genügt doch, das Wollen und Können des Mannes zu veranschaulichen. Sein neuester Roman: La grande Marnière (Der große Kalksteinbruch) ist gleichzeitig mit Zolas vielberufenen Germinal erschienen und hat nicht minderes Aufsehen erregt; von jedem der beiden Bücher sind bis jetzt schon über hunderttausend Exemplare abgesetzt. Beneidenswerthe Autoren! Schärfere Gegensätze lassen sich nicht denken, sie bedeuten die beiden Hauptrichtungen der heutigen Literatur Frankreichs in ihrem vollendetsten Ausdruck. Auch Ohnet giebt seinen Romanen einen Gesammttitel: Les Batailles de la Vie, aber auf irgend einen Zusammenhang, wie er in Zola's „Les Rougon-Macquardt“, allerdings ganz oberflächlich und schwer erkennbar, hergestellt wird, machen sie nicht den geringsten Anspruch. Fünf liegen bis jetzt vor, zwei, La comtesse Sarah und Lise Fleuron, sind für die Eigenart des Dichters weniger bezeichnend und überhaupt von geringerem Gewicht, eine Ehebruchstragödie, allerdings mit neuen und feinen Momenten, und eine Künstlergeschichte von rührender Wirkung. Sie fallen der Zeit nach zwischen die beiden ersten und den letzten Roman Ohnet's und scheinen wie zur Erholung und Sammlung geschrieben. Die drei übrigen: Serge Panine, le maitre de Forges und La grande Marnière, haben eine innere Verwandtschaft, die sofort in die Augen springt. Das Feld für „die Schlachten des Lebens“ ist überall dasselbe, es handelt sich um den Kampf des aufstrebenden, thatkräftigen und erfolgreichen Bürgerthums gegen die unberechtigten Anmaßungen einer im Sinken begriffenen Aristokratie. Im „Serge Panine“ ist die Sache noch ungemein einfach. Der vornehme Abenteurer gewinnt Herz und Hand eines überreichen Bürgerkindes, richtet die ihm vertrauensvoll Hingegebene in jeder Art zu Grunde, und schließlich schießt die Schwiegermutter, eine resolute Bäckerwittwe, den elenden Feigling ohne Umstände über den Haufen. Das Buch mit seiner packenden Frische fand auch in Deutschland Beachtung, das Schauspiel erlitt leider schon in Berlin Schiffbruch, es scheiterte merkwürdiger Weise an der — Gallmeyer. Die geniale Pepi wagte damit auch für sich einen ersten Versuch, aber die Pariser Brodfabrikantin war in dieser Verkörperung doch etwas zu weanerisch-realistisch.

Viel feiner ist in seinen beiden Hauptwerken der Konflikt angelegt und zugespitzt, auch die Lösung unendlich anmuthiger und versöhnender. Der „Hüttenbesitzer“ wurde geradezu jubelnd aufgenommen, er bestätigte und befestigte den Glauben an die Sendung seines Verfassers, und selbst der „Figaro“, der eingefleischteste Boulevardier, der aber in Allem, was Kunst heißt, ein treffendes und unbefangenes Urtheil hat, hieß den Reformator freudig willkommen. Ohnet ist durchaus gesund und natürlich, ohne hausbacken, von tiefem und feinem Gefühl, ohne sentimental zu sein. Und dabei hat er nicht blos Schliff, ihm ist die echte französische Grazie und Eleganz im besten Sinne zu eigen, und ihnen gesellt sich der liebenswürdigste Humor, der ihn uns besonders nahe bringt. Daraus ergiebt sich die Wahrheit seiner Figuren, ihres innerlichen und äußeren Lebens und ihrer gegenseitigen Verhältnisse von selbst. Wir sehen Menschen und Menschliches, wir werden gerührt und erheitert, hingerissen und überzeugt, ohne die Erregung unserer Sinne mit der Qual unserer Nerven bezahlen zu müssen. Zola zeigt uns mit eiserner Henkershand, daß Alles des Unterganges werth, Ohnet macht uns Lust an der Welt und am Leben, trotz all ihrer Mängel und Unerbittlichkeiten.

In beiden Dichtungen steht die Aristokratin dem Manne aus dem Volke gegenüber, der durch seinen inneren Werth und seine Tüchtigkeit die sichere, achtunggebietende Stellung errungen und einen Anspruch darauf hat, um seiner selbstwillen von Allen anerkannt und geliebt zu werden. Auch von der Tochter des verarmten Edelmanns, deren einziger Reichthum ihr Stolz, und deren Herz von ihrem Wappenschild gedeckt wird? Darf er die Hand ausstrecken nach der Blume, die aus dem verwitterten Stammbaum emporblüht, dessen Modergeruch vielleicht ihren eigenen zarten Duft beraunschend verstärkt? Es ist keine Einbildung, vielmehr die einzige romantische Wirkung des Adels in unserer Zeit, jenes geheimnißvolle Verlangen, das gerade die tüchtigsten und überzeugtesten Söhne des Volkes, die sich selbst frei gemacht, um die Anderen zu befreien, zu den Edeldamen hinzieht. Das blaue Blut ist vielfach die blaue Blume, nach der auch der rothe Schäfer in Sehnsucht sich verzehrt. Freilich glaubt Claire noch, eine glänzende Partie zu sein, als sie sich dem Hüttenbesitzer an den Hals wirft, und hat den Mann, mit dem sie ein frevelhaftes Spiel getrieben, den sie, einem Andern zum Trotz und Aerger, geheirathet, im Verdacht gemeinsten Eigennutzes. Sehr bald versteht sie seine wahre Bedeutung, und als sie auch noch, über ihre Armuth belehrt, den ganzen Edelmuth seiner Liebe erkennt, da ist ihr Stolz gebrochen, und das liebende Weib steht um Erhörung, die sie für immer verscherzt zu haben meint.

Fast noch sympathischer berühren uns Antoinette de Clairefont und Pascal Carvajan, die sich unter viel unheilvolleren Sternbildern begegnen. An einem prahlenden Sommermorgen bringt die schlanke Netterin den aus der Ferne heimkehrenden Wanderer auf den reichen Weg, und als sie beim Scheiden ihren Namen genannt, reißt sich ein klaffender Abgrund zwischen ihnen auf, vor dem das Mädchen schaudernd und trotzig ihr Pferd zurückreißt, während der Mann, ein leises Weh im Herzen, langsam weiter geht. Sie sind als Feinde geboren. Vor langen Jahren hatte der junge Edelmann die Geliebte des jungen Bauern verführt und entführt. Unversöhnliche, blutige Rache ward ihm geschworen, bald sollt sie erfüllt werden. Der alte Carvajan, ein steinharter, eiskalter Wucherer und Blutsauger, ist der reichste, mächtigste und gefürchtetste Mann der ganzen Gegend; als Gläubiger und Inhaber der Polizeigewalt, er hat es auch bis zum Maire gebracht, erhält er Alles in Furcht und Schrecken. Auch den alten Heren von Clairefont hat er schon in seinem Netz. Der sitzt, ein Bettler, auf seinem verschuldeten und verwüsteten Gut, auch seine beiden Kinder haben ihr Erbes geopfert, und Alles hat der Brennofen verschlungen, an dessen Erfindung der kindische Greis mit rührender Gläubigkeit unausgesetzt arbeitet, um damit die brachliegenden Schätze des großen Kalksteinbruches zu heben. Die sind aber dem alten Carvajan nicht minder bekannt, und, ein Erfinder aller zum Ziele führenden Niederträchtigkeiten ohne Gleiche, ist er eben im Begriff, des Bruches und des ganzen Gutes sich zu bemächtigen. Auch ist es ihm gelungen, den Sohn des verhaßten Feindes als vermeintlichen Mörder auf die Anklagebank zu bringen, endlich soll er sich voll und ganz an seiner Rache sättigen. Der so lange fern geblichene Sohn, ein berühmter Advokat und gewiegter Geschäftsmann, erscheint ihm als willkommener Helfer und Bundesgenosse. Zum ersten Male hat er sich verrechnet. Sein Rechtsgefühl und ein gewisses anderes Gefühl für eine gewisse schlanke Dame weisen dem Heimgekehrten gebieterisch seinen Platz an. Es entspinnt sich ein Kampf auf Leben und Tod

---

„Ist es nicht erlaubt, auch in Ihre Wohnung einen Blick zu thun?“ fragte er leise.

„Warum nicht? Aber es ist nichts Besonderes da zu sehen. Auch dient es mir ja nur zum Schlafen. Doch wenn Sie eintreten wollen —“

* * *

Sie ging mit dem Licht voran, und er folgte ihr in eine noch engere Kammer, die Möbeln enthielt, als ein blühweißes Bett, einen alten Nähtisch am Fenster, einen großen alten Schrank und auf einer Kommode ein Bücherschränkchen mit Glasscheiben verwahrt. Auf dem Fensterbrett stand ein grünglasirter Topf, aus welchem an einem Holzgitter Epheuranken sich verzweigten. Doch war es heimlich hier, durch das offene Fenster floß die Nachtluft herein, ein graues Kätzchen lag schlafend auf dem braunen Lederpolster eines Armstuhls, der vor den Nähtisch gerückt war, ein paar Holzstühle standen an dem winzigen Oefchen. Nicht jedes Mädchen hält so rein! sagte Chlodwig halblaut vor sich hin und trat an das Bücherschränkchen, in welchem außer einigen zerlesenen Bänden allerlei kleiner Erinnerungskram, eine alte Tasse, ein Trinkglas, ein eingetrocknetes Schreibzeug sorgfältig aufgereiht standen.

„Da sehen Sie die ganze Herrlichkeit,“ sagte die Traud. „Sie werden lachen, was ich für Schätze gesammelt habe. Und doch sind sie mir viel werth. Das sind alles Andenken an meinen lieben Vater, wie auch der braune Stuhl. In dem ruhte er seine armen Glieder aus, wenn er von seinen Doctorgängen todmüde nach Hause kam. An Büchern hatte er freilich weit mehr, denn die waren sein einziger Luxus, über den die Mutter beständig eiferte, wenn die Rechnung vom Buchhändler kam. Sie hatte überhaupt viel an dem Vater zu schelten, denn er that immer über seine Kräfte, wenn auch nur in dem Einen Punkt zu seinem eignen Vergnügen. Aber er konnte keine Menschenseele leiden sehen, ohne beizuspringen, mit Rath und That, und bezahlte die Arzeneien oft aus seinem eigenen Beutel und Weine und kräftige Speisen obendrein. Ein Arzt, sagte er oft, sollte statt des Herzens einen Stein, oder Fortunats Säckel in der Tasche haben. Und so konnten wir freilich auf keinen grünen Zweig kommen, und Nichts hinterließ er, als die paar armen Sächlein und das immergrüne Andenken dort im Topf. Das ist von seinem Grabe genommen und ich pflege es, daß es nie verdorren kann. — Sie lächeln über meine Bücher,“ fuhr sie fort. (Er hatte eines aus dem Schrank genommen und gesehen, daß es ein alter Kalender war.) „Die anderen sind uns alle verkauft worden, da wir nach des Vaters Tode in Schulden geriethen. Nur die Kalender wollte Niemand haben. Da hab' ich sie mir ausgebeten und lese noch immer zuweilen darin. Es sind ganz schöne Geschichten, nur komm' ich selten dazu, weil ich immer was zu schaffen habe.“

Er trat vor das Bett und betrachtete zwei Photographieen, die in sauberen Goldrähmchen an der Wand hingen. Eine stellte einen jungen Menschen vor in Uniform, die andere ein junges Mädchen, das ein ganz junges Kind auf dem Schooße hielt. Da sie das Gesicht zu ihm hinabbeugte, sah man die Züge nicht. Doch an der Form des Kopfes und der ganzen Geberde der Gestalt erkannte er sofort, daß es die Traud selber war.

„Wen stellen die Bilder vor?“ fragte er.

Sie antwortete nicht sogleich und machte sich, ihm abgewandt, an dem Nähtisch zu schaffen. „Rathen Sie einmal!“ sagte sie nach einer Weile.

„Der junge Soldat scheint Ihr Bruder zu sein, obwohl er Ihnen nicht gleicht. Das Mädchen aber sind Sie selbst und halten das Leuchen auf dem Schooß.“

„Fehlgerathen!“ erwiederte sie ruhig und kehrte ihm jetzt das Gesicht zu, das ein wenig geröthet war. Sie blickte ihm fest in die Augen und schien sich zu bedenken, ob sie ihm ihr ganzes Vertrauen schenken dürfe. Dann lächelte sie ihn treuherzig an. „Ich weiß nicht, warum, aber Ihnen könnte ich nichts Unwahres sagen. Auch ist mir, als würden Sie Alles richtig verstehen. Sehen Sie, der junge Soldat da war mein Bräutigam, und das Kind, das ist nicht das Leuchen, sondern ein Bub' und mein Kind, unser Kind. Nun wissen Sie's.“

Er hörte, wie sie tief aufathmete, als fühle sie sich erleichtert nach diesem Bekenntniß. Sie war ihm nie so liebenswerth erschienen.

„Arme Traud,“ sagte er und hielt ihr die Hand hin, „Sie sind betrogen worden?“

„Ja,“ erwiederte sie, ohne die Hand zu fassen, „doch nicht von ihm, sondern von dem Schicksal. Er war der Sohn eines reichen Weingutsbesitzers in Oberwesel und hatte seine Schulen durchgemacht und sollte einmal das Gut übernehmen. Jede reiche Partie stand ihm offen, aber er wählte mich armes Mädchen und setzte es endlich durch bei seinen Eltern, weil sie sahen, er ließ doch nicht von mir. Und ich war ein unbescholtenes, gutes Kind, und hübsch und lustig war ich auch und klug genug, seinen Papa für mich zu gewinnen. Da kam der französische Krieg, den er mitmachen mußte als einjährig Freiwilliger. Und wie er den letzten Abend mich besuchte, um Abschied zu nehmen — Traudchen, sagte er, mir ist zu Muth, als käm' ich dir nicht zurück. O und all das Glück, das wir geträumt haben — ich werd' es nie erleben! — Ich brauch' Ihnen nichts weiter zu sagen. Er war so traurig, ich hätte mein Leben hingegeben, um ihn zu trösten, nur daß er doch, wenn er im kalten Felde lag, oder gar verwundet den Tod heranschleichen sah, an Eine glückliche Stunde zurückdenken könnte. Und auch hernach fühlt' ich keine Reue. Wenn er wiederkommt, dacht' ich, werd' ich seine Frau, und wenn Gott es nicht zuläßt, so sterb' ich ihm nach.

Er hat es nicht zugelassen, daß wir zusammen unserer jungen Liebe froh werden sollten, aber ich bin ihm nicht nachgestorben, denn ich hatte für ein anderes Leben zu sorgen. Und glauben Sie mir, was auch die Mutter schelten und böse, kalte Menschen zischeln und zetern mochten: es hätte mich nicht gerührt, wenn ich das Kind nur hätte behalten dürfen. Es sah ihm so gleich, es wäre gewiß ein so braver, herziger Mensch geworden, wie sein Vater

zwischen Vater und Sohn, dessen Preis die Zukunft Antoinettes ist. Pascal rettet das Vermögen der Clairefonts, und seine zündende Beredtsamkeit erzwingt die Freisprechung des jungen Grafen, dessen Unschuld durch Entdeckung des wirklichen Mörders bald darauf glänzend dargethan wird. Aber Eines, für ihn die Hauptsache, hat der so scharfsichtige und thatkräftige junge Mann nicht gesehen und gewagt, obgleich es doch so klar zu Tage lag und so schnell zum Ziele geführt hätte. Ohne Freude an all dem Großen und Schönen, was er vollbracht, in heller Verzweiflung will er von dannen, in einem neuen Leben voll rastloser Thätigkeit das alte zu vergessen, da naht ihm im letzten Augenblicke Antoinette und sagt mit tiefer Zärtlichkeit die einfachen Worte: „Sie haben eines Tages für mich Ihre Gegenwart, Ihre Zukunft geopfert, Ihr ganzes Leben hingegeben, wollen Sie dafür das meine annehmen? . . .“

Auch sie bietet sich an, das besiegte und bekehrte, liebende Mädchen, und er durfte dies erwarten. Sie hat vor der Ehe den Kampf ausgekämpft, der für Claire erst mit der Verheirathung beginnt; was bei dieser Schuld, ist bei jener Verhängniß, und darum erscheint uns Antoinette noch lieblicher und anmuthiger. Jedenfalls ist die Welt um ein ganz köstliches Buch reicher, und daß es ein Franzose schrieb, soll auch dem ehrlichsten Deutschen das Vergnügen daran nicht verderben!

Im Zwielicht.

Zwanglose Geschichten

von

Hermann Sudermann.

Der verwandelte Fächer.

Sie sind träumerisch, sind zerstreut — Sie trällern eine Melodie leise vor sich hin. Noch einmal, wenn ich bitten darf!

„Am stillen Herd — zur Winterszeit!“

Ich danke, ich weiß genug. Daher also hatten Sie gestern in der Oper keinen Blick für Ihren gehorsamsten Diener? Unser blondlockiger Walther Stolzing hat's Ihnen angethan.

Schauen Sie rasch in den Spiegel — dies Erröthen kleidet Sie wunderbar. Doch daß gerade ein Held des hohen C es ist, der es hervorzauberte, das will mir nicht gefallen.

Warum ich in so spöttischem Tone von den Tenoristen rede, fragen Sie? O, verkennen Sie mich nicht!

Ich bin auf der Stelle bereit, jedem Tenorsänger zu bescheinigen, daß ich ihn persönlich als die höchste Blüthe der Männlichkeit, einen gewissermaßen aus der Allgemeinheit herausdestillirten Idealmann anerkenne.

Ich scherze nicht — wahrhaftig! Ich will's Ihnen beweisen — naturwissenschaftlich — echt Nordau'sch. Hören Sie zu:

Das vornehmlichste Attribut des männlichen Geschlechtes — wir können das beim Menschen sowohl wie im gesammten Thierreich beobachten, ist — die Gefallsucht.

Der Mann, weit mehr als das Weib, will gefallen und muß gefallen. Der Trieb der Arterhaltung bringt es mit sich, daß ein Jeder im Wettkampfe um die Gunst des Weibes die Palme für sich zu erringen strebt.

Die Gunst des Weibes ist die Axe, um welche das Weltenrad sich dreht. Um ihretwillen hat sich die Natur mit ihren leuchtendsten Farben geschmückt, um ihretwillen ertönt die Stimme alles Lebendigen in holden Harmonien und um ihretwillen ist der Riesenkampf entbrannt, der erst erlöschen wird, wenn die Welt zur Ruhe des Eises erstarrt.

Wundern Sie sich nicht. Das ist durchaus wörtlich zu nehmen. Bei Darwin und Häckel steht Alles beschrieben.

Alles Schöne in der Natur ist ein Spiel der männlichen Gefallsucht und vieles Furchtbare ist es auch. Diese Gefallsucht, durch welche im Thierreich — ich könnte ebenso gut auch auf das Pflanzenreich exemplifiziren, doch das würde zu weit führen — das männliche Wesen sich seinem künftigen Gespons bemerkbar zu machen und seine Mitbewerber zu verdrängen sucht, äußert sich in drei Eigenschaften: erstens Farbenglanz, zweitens Gesangskunst, drittens Kampfesmuth.

Vom Paradiesvogel bis zum Pavian und bis zum Husarenlieutenant sehen wir das ewig Männliche in herrlichster Farbenpracht erstrahlen, während das Weibchen in der Bescheidenheit seines inneren Werthes daneben verschwindet.

Von der Cikade bis zum Auerhahn und zum Troubadour macht sich das Männchen durch mehr oder minder wohllautenden Gesang bemerkbar, während das Weibchen sich in selbstbewußtes Schweigen hüllt.

Vom wilden Wasserkäfer bis zum brünstigen Hirsche und zum göttergleichen Achill werden um des Weibes Besitz die fürchterlichsten Kämpfe geführt, während dieses ruhig daneben sitzt und abwartet, wer von den Kämpfenden übrig bleibt. Hinterher läßt es sich dann von Homer und Offenbach noch anfingen. —

Wie meinen Sie? Der Hunger, nicht die Liebe, sei die Haupttriebfeder zu dem ewigen Kampfe in der Natur? Sie haben Recht, ganz Recht. — Allein wenn eines Tages die Liebe aufhörte, so würde ein jedes Geschöpf sich fragen: „Wozu soll ich dies lumpige Leben noch leben?“ Und falls es nun nicht im Stande ist, sich durch Schreiben pessimistischer Bücher die Zeit zu vertreiben, so muß es Jedem Dank wissen, der sich die Mühe nimmt, es aufzufressen. Der Kampf wäre mithin aus der Welt geschafft.

Das geschilderte Verhältniß zwischen Mann und Weib gilt so weit, als wir unverfälschtem Naturwalten gegenüberstehen; erst in unserer verrotteten Hyperkultur scheint es sich umzudrehen. Wo die Eheschließung Schwierigkeiten macht und drüben die Gefahr nahe liegt, als alte Jungfer zu sterben, da beginnt das Werben des Weibes um den Mann, da legt man Roth auf, da schmückt man sich mit Tournüre oder Chignon und lernt durch Verhüllen sich Enthüllen, da spielt man das Gebet der Jungfrau, da lernt man sogar fechten, wie das Beispiel der Pariser Damen beweist.

Doch kehren wir zur Natur und zum werbenden Mannwesen zurück! Von den drei Eigenschaften, durch die er die Gunst des Weibes gewinnt, wurde dem Einzelnen meistens nur eine zu Theil — in seltenen Fällen schenkte ihm eine verschwenderische Laune der Natur deren zwei, wie das Beispiel des Husarenlieutenants beweist.

Nun denken Sie sich aber einmal einen Mann, dem sämmtliche drei als Waffen im Kampf der Liebe mitgegeben wurden. Die Weiberherzen müssen ihm in Legionen zufliegen, die Ziffer seiner Erfolge muß eine schwindelerregende sein, in Berlin allein vielleicht mehr als tausend drei.

Und ein solches Phänomen, in der ganzen Natur und Menschengeschichte einzig dastehend, ist der Tenor.

Schon an Farbenpracht kommt ihm Keiner gleich. Wer von uns anderen Männern darf es wagen, sich in silberner Rüstung, wie sie die Schwanenritter tragen, von den Frauen bewundern zu lassen? Wer sonst noch darf in wattirten, rosaseidenen — doch schweig' still, mein Herze!

An Gesangskunst — na, das versteht sich von selbst — und was den Kampfesmuth anbetrifft, so — bitte, lächeln Sie nicht, meine Freundin! Kein Bayard, kein Cid hat so viel Heldenthaten aufzuweisen, wie er! Endet der erbitterte Kampf, den er allabendlich mit seinen Nebenbuhlern führt — dieselben pflegen Bariton zu singen und schwarze Trikots zu tragen — nicht immer mit der moralischen Niederlage der Letzteren, auch wenn er, der Edle, dabei elendig zu Grunde geht? Erduldet er nicht selbst den Flammentod mit dem größten Vergnügen, meistens sogar im Dreiviertelstakt?

So — und nachdem ich diesen letzten Trumpf ausgespielt habe, werden Sie hoffentlich nicht mehr zweifeln, daß wir in dem Tenoristen in der That den Idealmann verkörpert finden, und sollte er selbst von dem seinem Berufe verbriefsten Privilegium, angeborener Dummheit froh zu sein, einen mehr als polizeilich erlaubten Gebrauch machen. Doch diese Dummheit mag gerade als ein Attribut des Idealmannes gelten.

Was aber leider diesem idealen Manne gänzlich zu mangeln pflegt, das ist der Sinn für ideale Liebe; und wehe der seraphisch gestimmten Frauenseele, die in dem Menschen wiederzufinden meint, was der Sänger in so zarten Tönen verspro.h. Psyche mag froh sein, wenn sie sich noch mit versengten Flügeln aus dem Bereiche des Lichtes rettet, das ihr angezündet ward!

Da muß ich Ihnen doch gleich eine kleine Geschichte erzählen, die Geschichte eines Fächers, die hier hinein paßt und zudem einen denkwürdigen Anhang zu Ovids Metamorphosen bildet:

Eine der Frauen, für die ich von altersher schwärme, ist Frau Lilly X. X. — bitte, strengen Sie sich nicht an, Sie kennen sie nicht — die Gattin eines westfälischen Eisenindustriellen, welcher den preiswürdigen Einfall gehabt hatte, sich mit Hinterlassung einer halben Million in ein besseres Jenseits zu entfernen. — Es war dies die erste Liebenswürdigkeit seines Lebens. — Frau Lilly kam nach Berlin, in die große Welt wie eine verwunschene Prinzessin, die bislang in einem Rauchfang gesessen. Sie brachte die Gewohnheit mit, über ihre Arme zu hauchen, als wolle sie noch immer Kohlenstäubchen entfernen. Im Uebrigen war sie rein, bis in die geheimsten Winkel ihres Herzens. — — Ein charmantes, kleines Persönchen mit schmalen, weißen Händen, großen, sehnsüchtigen, blauen Augen und einem dunkelbraunen Strudelkopf.

Sie saß und wartete auf die — Liebe.

Wir Alle machten ihr den Hof, aber wir waren ihr nicht gut genug. Wir seien allzu leichte Waare, meinte sie, nur unsere Ansprüche wögen schwer.

„Er soll mein Schicksal werden, wie ich das seine,“ sagte sie mir einmal mit schwermüthigem Augenaufschlag, „aber er muß die Kraft haben, zu entsagen, wie ich sie haben werde.“ — Sie seufzte tief auf.

Ich auch. — Und darauf lachte der Eine den Andern aus.

Zu derselben Zeit begab es sich, daß ein berühmter Sänger zu einem kurzen Gastspiel in Berlin erschien. Die ganze Frauenwelt jubelte ihm entgegen und zitterte doch vor ihm, denn die Glorie wildester Don Juan-Romantik umgab seine Gestalt, und nimmer noch, hieß es, hätte ein Weib dem Sturmlauf seines Werbens widerstanden. — Man kennt das wonnige Grausen, mit welchem eine überreizte Frauenphantasie dem Erscheinen eines solchen Messias entgegenträumt, man weiß, wie ansteckend dieses Fieber wirkt.

Auch Frau Lilly ward von dem allgemeinen Rausch ergriffen, und sie noch heftiger, als die anderen, denn in ihrer Seele vereinigte sich die leise Sehnsucht des liebedürftigen Weibes mit den furchtsamen Schauern des neugierigen Kindes.

Wie trunken kam sie aus der Oper zurück, wo sie ihn in all seiner Herrlichkeit, von Jauchzen empfangen, mit Lorbeer überschüttet, zum ersten Male erblickt hatte.

Zwei Tage darauf erhielt sie von einer Freundin, die ein glänzendes Haus machte, ein Einladungskärtchen, welches neben der lithographirten Formel in einer Ecke die mit Bleifeder gekritzelten Worte trug: „Er wird da sein.“

Sie hüllte die wogende Brust in einen Frühlingshauch von Spitzen, sie nestelte mit zitternder Hand die duftigsten Rosen in das widerspenstige Gelock. Hold und verschüchtert wie ein Nixenkind, das zum ersten Male die oberirdische Herrlichkeit erschaut, betrat sie den Ballsaal.

Er war noch nicht gekommen. Man fürchtete sogar, er werde im letzten Moment absagen lassen. Männer wie er können sich das erlauben. — Athemlos harrend saß sie da — und so die Andern alle.

Gegen ½11 Uhr ging ein freudiges Beben durch den Saal. — Aus dem Vorzimmer war Kunde gekommen. — Die Thür öffnete sich. — Er war es! Sein müder Blick überflog nachlässig den Saal, die Wirthin zu suchen, die er kaum kannte. Eine byronische Locke fiel düster drauend auf seine durchfurchte Stirn. — Ein leiser, exotischer Duft ging von ihm aus.

„Er ist es — er ist mein Schicksal,“ flüsterte Frau Lilly, und senkte den feuchten Blick in ihren Schoß, denn sie konnte seinen Anblick kaum ertragen.

Er verschwand nach einem der einsameren Gemächer. Es verlohnte sich nicht für ihn, die Zeit mit Konversation zu vergeuden.

Eine Weile später hieß es: „Er wird singen.“ „O, Gott“, seufzte Frau Lilly, „wie werd' ich das ertragen?“

Er erschien wieder auf der Bildfläche. Seine bläulich behandschuhte Hand glitt nervös über die Schläfen, wobei die düstere Locke tiefer auf die Brauen herabsank. Offenbar kopirte er Rubinstein.

Er begann. Es war die Tosti'sche Wimmerarie „Vorrei morir“, die er gewählt hatte, dieselbe, durch welche Mierzwinski später so reiche Triumphe erntete. — Eine Welt unendlichen Leides strömte aus seinem Munde. Die Töne drangen auf die Nerven der Weiber, wie die Geißeln, mit welchen die Flagellanten in wollüstigem Schmerze sich peitschten. In ihnen lag der wilde Aufschrei des Glückheischenden — der letzte Hauch des selig Sterbenden lag in ihnen. — Auf der Stirne des Sängers stand der Jammer Laokoons geschrieben. Sein umflortes Auge suchte im Saale umher, als müßte es sich an etwas anklammern, bevor es brach. — Und siehe da! es blieb auf Frau Lillys lieblichem Figürchen haften.

Ein heißer Schauer fuhr ihr den Wirbel hinab.

„Vorrei morir,“ wiederholte sie traumverloren. Ihr Auge hatte den Heiland erschaut — nun konnte sie sterben.

Als es zur Tafel ging, kam die Wirthin des Hauses zu ihr heran, und mit der Rührung der Wohlthäterin ihre Hand drückend, flüsterte sie ihr zu: „Bedanke Dich, Lilly, Du wirst zu seiner Linken sitzen.“

Ich führte sie. Es war kein Genuß, das kann ich Sie versichern, denn ich blieb heute Luft für sie. — Ihr Auge verschlang jede seiner Mienen, sie zehrte von dem Windhauch, den seine Aermel hervorbrachten.

Er zog die Handschuhe aus und warf sie nachlässig in ein leeres Krystallglas. Ein Panzer von Diamanten funkelte an seiner langen, mattgelben Hand. Zwischen den Fingern saßen kleine Puderrestchen, die er liebevoll auf der Hautfläche verrieb.

war. Nun, wir können es uns nicht aussuchen, wir müssen hinnehmen, was kommt.“

Sie wandte sich wieder ab; er sah, daß ein leichtes Zittern über ihre Gestalt ging.

„Traud,“ sagte er, „Sie sind noch so jung, Sie werden gewiß noch ein anderes Glück finden.“

„O nein!“ versetzte sie und schüttelte langsam den Kopf. „Es war zu schön, was ich gehofft hatte, mit etwas Geringerem nehm' ich nicht vorlieb. Ich bin nur eine arme Nähterin und habe keine Bildung, außer was ich bei meinem lieben Vater gelernt habe. Aber ich halte mich doch zu gut für einen rohen Menschen, und ein feiner, wie ich ihn lieb haben könnte — wo findet sich der? Und wenn sich wirklich Einer in mich verliebte, käm' es noch darauf an, ob er mir gefiele. Sie werden mich sehr eitel und anspruchsvoll finden, aber ich kann nicht anders. Wem ich treu bleiben soll mein Leben lang, der muß mein ganzes Herz haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Unsere erste Künstlerfahrt.

Philiströse Leidensgeschichte, einer Freundin nacherzählt

von **Auguste Montag.**

Als ich meinen Karl vor zehn Jahren heirathete, war er Kaufmann. Und ein recht tüchtiger, ordentlicher Kaufmann obendrein! — Wenn er auch seine kleinen Schwächen hatte, im Hause einen Sammetrock, auf der Straße einen weichen Filzhut trug, im Mondschein gern Fausts Monolog deklamirte und mit Vorliebe ein Skizzenbuch in die Seitentasche steckte. Benutzt wurde letzteres nur selten. Auf Badereisen zuweilen, wenn eine hübsche Gegend sich der Erinnerung besonders empfahl. Dann stolirten wir uns wohl ein Weilchen, er zeichnete, ich sah ihm zu, und wir fühlten dabei ein eigenthümliches, ein künstlerisches Bewußtsein. — Aber nur selten, wie gesagt. Denn wir reisten eigentlich, um uns zu amüsiren. Wir machten Toilette, besuchten Promenaden-Konzerte und Reunions, die Ferienzeit wollte doch genossen sein, wenn daheim wieder ernste Arbeit wartete.

Mochte nun Erholung oder Beschäftigung zu anstrengend, oder eine schwere Erkältung Schuld daran sein, kurz, mein Mann erkrankte — und erholte sich so langsam, daß er beschloß, sein Geschäft aufzugeben — dem Entschluß folgte die That — eines Abends kam er heim — als Rentier — mit 36 Jahren. — Das war eine trübe Stunde — was sollte er jetzt mit den 24 Stunden seines Tages beginnen? Mir kam ein Gedanken! „Wie, wenn Du Maler würdest, bei Deinem großen Talent!“ Gott hatte mich offenbar erleuchtet.

Karl wurde Maler und fand großes Gefallen an seinem neuen Beruf. Er hatte auch unfraglich eine ausgesprochene, bisher ungeweckte Begabung. Die Hildebrandts, die er kopirte, gefielen uns besser, als die Originale, und die erste Cigarrenkiste, die er selbstständig als „Stillleben“ komponirte, war zum Greifen ähnlich. Dabei lebten wir äußerst gemüthlich. Um 3 Uhr holte ich meinen „Rafael“ stolz aus dem Atelier, führte ihn spazieren, Abends gingen wir ins Theater oder in Gesellschaft, wo man uns, seitdem wir „Maler“ geworden, besonders gern sah. Ich hätte es mir wirklich nicht so schön gedacht, die Frau eines Künstlers zu sein. — Nach einigen Wochen erklärte mir Karl die Nothwendigkeit, zuweilen des Abends zu malen — Kostümstudien, wie er sagte. Ich erlaubte es ungern — es störte den Gang unserer Geselligkeit. — Wäre es nur Das gewesen! —

Als ich kurze Zeit darauf eine Rolle öffnete, die aus den „Kostümstudien“ heimgekommen — was sah ich?! — Eine Dame — aber ganz ohne Kostüm! — Das gab eine Szene! — „Jeder Maler muß Akt malen!“ — „Braucht man eine Venus, um Cigarrenkisten zu konstruiren?“ — Ich unterlag — Groll im Herzen — und schwur mir zu, nie mehr unversehens eine Papierrolle zu öffnen. — Ach — es sollte noch schlimmer kommen!

Karl meldete sich bei einem neuen Meister an und bekam das „Komponiren“. Unaufhörlich beschäftigten ihn Entwürfe der grausigsten Art; er wollte sensationelle Effekte erzielen und erschreckte mich oft des Nachts mit seinen Fantasien von spukhaftem Gemäuer mit gespenstiger Staffage. Meine ganze bürgerlichreinliche Wohnung glich einem Atelier. Auf die blüthenweißen Gardinen trat er, um die „Stimmung“ des Winterhimmels besser zu beobachten, auf Fauteuils und Portièren, die auch ihm einst theuer gewesen, lagen Farbentuben und Mallappen. Meine Köchin kochte grüne Seife für die Pinsel, mein Hausmädchen reinigte die Palette und das ganze Haus roch schon vom Firnis aus nach Terpentin.

Daß unser Verkehr dabei litt, war selbstverständlich. Denn theils waren die Abende durch Malstunden sehr besetzt, theils scheuten die Freunde die heftige und unausgesetzte Bewunderung, die Karls Skizzen und Entwürfe erforderten. Ihm war das gerade recht, seine bisherigen Bekannten schienen ihm alle langweilig, und ein Kunstakademiker war ihm lieber, als zehn ehrbare Kaufleute. — Da gab mir die Verzweiflung eine List ein.

Ich behauptete, der Bäder von Franzensbad dringend zu bedürfen und rechnete auf die wüste Oede der Landschaft, um meinen Allen für einige Wochen „aus der Farbe“ zu entfernen. Er schien mit Allem einverstanden, und wir reisten ab — er, trotz Franzensbad, mit Malutensilien — ich mit Toiletten reich beladen, zusammen zwölf Kollis. — Aber bald sollte ich erkennen, wie er meine List schmählich überlistete. Kaum am Ziel angekommen, wurde mir die feste Erklärung: „Fünf Wochen für Dich, die übrige Zeit für mich, ich bin jetzt verpflichtet, im Sommer nach der Natur zu arbeiten und „malerische Motive“ zu suchen.“

„Malerische Motive!“ Schon in Franzensbad begann die Jagd darauf. Kein Moorhausen, kein Gartengitter, das er nicht gezeichnet; in den Park, in die Salzquellen-Allee setzte er keinen Fuß, oder war, mit dem Skizzenbuch vor den Augen, für jedes Gespräch unzugänglich. Wie hätte mir da die Kur bekommen können! Nicht ein Mal konnte ich mein Crême-Spitzenkleid mit dem Florentinerhut zeigen. Dabei die innere Angst vor der ersten Künstlerfahrt. Anfangs schwankte Karl zwischen Petersburg, Madrid, Antwerpen oder Venedig — und ich war nicht ganz unzufrieden.

Da machte er zum Unglück die Bekanntschaft eines Malers, eines langweiligen, bierliebenden Baiern. „Wos Madrid, wos Venedig,“ schrie der, „dös san lauter obgrafe, ausg'molte Gegenden. Bleiben's daheim in Deutschland, da giebt's noch Städt', die Niemand aus ihrem dreihundertjährigen Schlof g'stört, da können's Entdeckungen machen, sich'n berühmten Namen holen. Da giebt's 'n Dorfchen, nah von meiner Heimath, Rossenfurt hoßt's, a klan's Nest mit arg viel Schmutz — aber an Architektur sog ich Ihnen, an Architektur! Die Welt können's umreisen, eh's dös wiederfinden.“ — Mein Mann lauschte wie einer Offenbarung — mich schauderte! — Zum Glück schien der Weg nach Rossenfurt unerfindlich, weder mit Bahn noch mit Wagen war es zu erreichen. — Doch auch da wußte unser Cicerone Rath. Aus Liebe zu Kunst und Vaterland führerte er Coursbuch und Fahrpläne durch, bis er eine Verbindung gefunden. So wurde es also beschlossen, es ging nach Baiern und meine Thränen waren erfolglos. In der ersten Zornaufwallung wollte ich vier Koffer heimschicken — dann überlegte ich. — Der Ort, für den man so schwärmen konnte, war vielleicht doch so übel nicht — man würde mit den Honoratioren verkehren, vielleicht tanzen oder Theater spielen — da hieß es, großstädtischen Chic zu zeigen. Die zwölf Kolli gingen alle mit. Leider, leider!

Unsere Reise glich einem Passionsweg. Ein Bummelzug löste den anderen ab, unser Muth war fast gebrochen, als wir zum letzten Mal umstiegen. Es dunkelte, ein feiner Regen verhüllte die Landschaft, ich war tiefbetrübt und auch Karl war etwas abgespannt. Doch tröstete ihn die baldige Ankunft. Der „Ochse“ sei der beste Gasthof, hatte sein Freund gesagt, und an den „Ochsen“ war telegraphirt, Schlafzimmer mit Salon und ein gutes Souper bestellt. — Endlich — Station Rossenfurt — der Zug hielt an. — Zuerst sahen wir gar nichts — hörten nur das eintönige Plätschern des Regens, der sich auf dem

Er war einsilbig. — Das sind große Männer immer.

Dann und wann warf er der Wirthin ein Kompliment zu, wie man einem Hündchen ein Knöchelchen zuwirft. Sie nagte glückselig daran.

Frau Lilly geruhte er, zu übersehen.

Desto eifriger beschäftigte er sich mit seinem Teller. Die Hummerpastete hatte seinen vollen Beifall, von dem Lammrücken nahm er zweimal, bei dem Anblick der Forellen flog ein erster Schimmer der Freude über sein düsteres Antlitz, und die Poularden gewannen ihn vollends dem Leben wieder. Dazwischen goß er den alten Chambertin in Strömen hinab.

Endlich fiel ein milderer Blick auch auf Frau Lilly.

„Hatte mein Lied Ihren Beifall?" fragte er sie mit der Miene eines Mannes, der die Lösung des Welträthsels beabsichtigt.

„O — wie kann ich Ihnen danken!" — stammelte sie.

„Danken Sie mir nicht," fiel er ihr ins Wort, die Hand vertraulich auf ihren Arm legend. — Ich war nun bereits anderthalb Jahre mit ihr befreundet, und hatte mir eine solche Geste noch nie erlauben dürfen. „Sie waren es, die mich begeisterte, und wenn ein Hall meines innersten Empfindens in meinem Gesange nachzitterte, so habe ich es Ihnen zu danken." Er sprach es ruhig und geläufig, wie man etwas Auswendiggelerntes hersagt.

Ich überließ nun Frau Lilly ihrem Schicksal. Sie hatte den Sänger zu fesseln gewußt, denn nach der Tafel zog er sie in eine dämmerige Nische, wo er wohl eine halbe Stunde mit ihr plauderte.

Bald darauf und lange vor Schluß des Festes brach er auf.

„Wahrscheinlich hat er noch in etlichen Boudoirs zu thun," raunte ein bissiger Freund mir zu, als er ihn im Vorzimmer verschwinden sah.

Am anderen Vormittag ließ Frau Lilly mich rufen und erzählte mir glückstrahlend, was in der Nische vorgegangen.

Sie hatte eine merkwürdige Seelenharmonie zwischen ihr und dem Sänger entdeckt. In der Auffassung der Liebe als Schicksal war er durchaus ihrer Ansicht gewesen, und die Theorie des Entsagens hatte er womöglich noch strenger ausgebildet, als sie selber.

Ich dachte mir mein Theil, hütete mich aber, es auszusprechen. O, hätte ich nur nicht so feinfühlig sein wollen!

Das Ende vom Liede war gewesen, daß er vor lauter Begeisterung ihren Fächer, mit dem er spielte, in die Tasche gesteckt und nicht mehr hatte herausgeben wollen.

„Was nun thun?" fragte sie in scheinbarer Hilflosigkeit, während die Freude über den an ihr verübten Raub ihr verrätherisch aus den Augen sprühte.

„Das Beste wird sein," meinte ich halb im Scherze, „Sie schreiben ihm, daß er Ihnen das corpus delicti persönlich wiedergebe."

Sie erglühte bis in den Nacken hinein. Der Gedanke war ihr augenscheinlich nicht mehr neu.

Gleich darauf verabschiedete sie mich. Als ich sie später einmal nach dem Fächer fragte, wurde sie verlegen und wich der Antwort aus. Wohl zwei Monate vergingen, ehe ich das räthselhafte Ereigniß erfuhr, welches der Aermsten manche Stunde friedlichen Schlafes gekostet hatte.

Der Gedanke, daß sie den Fächer wieder haben müßte um jeden Preis, war ihr fortan nicht mehr aus dem verliebten Köpfchen gewichen. Selbst ihre gekränkte Frauenwürde führte die Sophistin ins Feld, um von sich selber die Erlaubniß zu einem Stelldichein zu erbetteln. Endlich faßte sie einen heroischen Entschluß und schrieb ihm in sein Hotel folgende Zeilen:

„Mein Herr!

Ich bitte Sie, mir mein Eigenthum zurückzugeben. Zu diesem Zwecke werde ich Sie am Sonnabend um 12 Uhr in dem Oberlichtsaale des Museums erwarten. Lilly X."

Sie sehen hieraus, wie naiv sie noch war! Einen Mann, wie ihn, nach dem Museum hinzubestellen, wo die Backfische und die Studenten sich ihre Rendezvous geben!

Halb betäubt vor Angst saß sie zur bestimmten Frist auf der Polsterrotunde des Saales und starrte nach der Thür.

Er ließ wohl eine Viertelstunde auf sich warten, doch das gehörte sich so. Endlich erschien er, in einen kostbaren Biberpelz gehüllt, ein blauseidenes Cachenez vor dem Munde. Er sah unwirrsch aus und schien es eilig zu haben.

Sein Blick glitt durch den Saal und blieb zweifelnd auf ihr haften. Er mußte kurzsichtig sein, denn er fixirte hinterher noch zwei andere Damen, und wäre sie ihm nicht mit einem schwachen Lächeln zu Hilfe gekommen, er wäre vielleicht an ihr vorübergegangen.

Nun trat er mild lächelnd auf sie zu und ergriff ihre Hand.

„Mein geliebtes Kind!" sagte er.

Die Kniee wankten ihr vor Schreck und Scham. Wo nahm er das Recht her zu solcher Anrede?

Darauf sah er sie wieder mit jenem seltsam prüfenden, zweifelnden Blicke von der Seite an, wie Jemand thut, der einen Anderen in seinem Gedächtniß unterzubringen sucht.

„Es war etwas dunkel," sagte er dann leise, fast zärtlich, wie um diesen Blick zu entschuldigen.

Sie sah erstaunt zu ihm empor. „Ja, es war etwas dunkel in der Nische," entgegnete sie verschämt.

Er lächelte. Sie verstand das Lächeln nicht, aber sie erröthete. — „O, ich war glücklich," sagte er dann und drückte ihr verständnißinnig die Hand.

Sie war aufgestanden, er aber setzte sich dicht vor ihr auf dem Ledersopha nieder und streckte die Beine aus.

Diese Bewegung erinnerte sie an ihren verstorbenen Gemahl. Es lag in der That etwas von der Ungenirtheit eines Ehemannes darin. Ihr wurde sehr unbehaglich zu Muthe, und sie erröthete auf's Neue.

Und wiederum sah sie seinen prüfenden Blick auf sich gerichtet. Diesmal schüttelte er sogar den Kopf.

„Ist das heiß hier," sagte er darauf, knöpfte den Pelz auf und zog die Handschuhe ab. Dabei fiel ihm einer von seinen Brillantenringen zur Erde.

Er bückte sich phlegmatisch.

„Den darf ich nicht verlieren," sagte er, „er ist ein theures Andenken von der Fürstin — —" Er hielt inne und lächelte eitel.

Sie erschrak. Unmöglich! sie mußte sich verhört haben!

Er drehte den Ring langsam an den Gelenken hinunter und beäugelte auch die anderen.

„Sehen Sie diesen hier —" sagte er. Sie unterbrach ihn hastig, vielleicht hätte sie sonst ein interessantes Seitenstück zu der Karl Moorschen Erzählung von den vier Ringen zu hören bekommen.

„Kennen Sie unsere Gallerie bereits?" fragte sie.

„Nein," erwiederte er und hielt die Hand vor den Mund, wie um ein Gähnen zu unterdrücken.

„Es ist mir tief schmerzlich, meine theuerste Frau," fuhr er nachlässig fort, aber was ihm tief schmerzlich war, sollte sie nie erfahren, denn plötzlich hielt er inne und griff mit der Hand nach seiner Kehle, wobei zwei gurgelnde Töne zum Vorschein kamen.

„O — ich bin wieder belegt", sagte er dann, „und heute soll ich singen. Dieser Temperaturwechsel — ich muß machen, daß ich fortkomme, sonst werde ich stockheiser."

Darauf erhob er sich und langte mit seiner Rechten in die weite Tasche seines Pelzes, aus welcher er einen weißen, viereckigen Carton hervorzog, der mit einer rosaseidenen Schnur umwunden war. Einen Augenblick zögerte er — noch einmal jener zweifelnde Blick, dann, wie sich zu raschem Entschlusse aufraffend, flüsterte er mit vielsagendem Lächeln:

„Und hier ist, was Sie wünschten."

Mechanisch nahm sie das Päckchen an sich. Sie wagte kaum mehr sich zu rühren, so unheimlich war ihr zu Muthe.

Er ergriff zum Abschied ihre Hand.

„Wie gern möchte ich Sie auf die Stirne küssen, mein geliebtes Kind", flüsterte er.

„Um Gotteswillen!" schrie sie auf.

„Aber es sind Leute da," fuhr er mit ruhigem Lächeln fort. „Auf Wiedersehen heut' in der Oper — nicht wahr?"

Damit eilte er hinaus.

Wie versteinert starrte sie ihm nach. „Warum behandelte er mich so?" stammelte sie. Wie gern hätte sie sich beglückt gefühlt, aber das Weinen war ihr nah!

Vollends betäubt schlich sie nach Hause.

* * *

Dort öffnete sie das Kästchen.

Berauschender Blumenduft stieg daraus empor. Obenauf fiel ihr ein Zettel ins Auge, auf dem die Worte standen:

„Ewige Erinnerung an die Stunde des Glücks."

Und unter dem Zettel, auf dunkelrothen Rosen gebettet, lag statt des Fächers — — — — ein Hausschlüssel.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Et cetera.

V. Der eben verstorbene Wiener Millionär Freiherr **v. Wodianer** war Direktor und Mitglied des Verwaltungsrathes vieler Banken und großer Industrie-Aktiengesellschaften. Unter diesen mag wohl manche nicht ganz „zweifelsohne" gewesen sein. Eine derselben, die eine besonders große und vielseitige Thätigkeit entfaltete, wurde von einem Wiener Redakteur, der kein „frommer Knecht Fridolin" der Presse war, heftig angegriffen; zu gleicher Zeit erklärte der Schreiber dem Vorsitzenden des Verwaltungsrathes — wir wollen ihn Herrn Schmidt nennen — daß er 10,000 Gulden verlange, wenn die Angriffe eingestellt werden sollten; im Gegenfalle würde er Dinge vorbringen, deren Enthüllung großes Aufsehen im Publikum erregen dürften. Herr Schmidt ordnete sofort eine Sitzung des Verwaltungsrathes an, und bat Herrn Baron Wodianer, ja nicht zu fehlen. Als er die Forderung des Redakteurs vortrug, gab sich bei den Räthen allgemeine moralische Entrüstung kund, doch äußerte keiner eine bestimmte Meinung bezüglich der zu beobachtenden Haltung gegenüber dem Redakteur. Endlich sagte Herr Schmidt: „Nichts, nicht einen Kreuzer geben wir diesem Kerl; ich bin doch neugierig, was für Dinge er vorbringen wird." Nun sprach Herr von Wodianer, der bis dahin geschwiegen hatte: „Schmidtleben, Sie sind neugierig? Ich bin gar nicht neugierig; geben Sie dem Manne 5,000 Gulden, die anderen 5,000 behalten Sie in Reserve, wenn Sie wieder einmal neugierig werden."

* * *

○ Von demselben **Baron Wodianer** hier noch ein Stück. Er war ein witziger, schlagfertiger Herr, der sich nicht leicht aus dem Gleichgewicht bringen ließ. Sein größter Kummer bestand darin, daß sein Sohn Albert — zu einfach und bescheiden lebte und durchaus nicht nach Art der jungen und sehr reichen „Kavaliere" auftreten wollte. Im geschäftlichen Verkehr war Baron Wodianer stets rasch entschlossen und kurz angebunden. Bevor er der mächtige Finanzbaron geworden, als den ihn die Welt seit einem Menschenalter kannte, hatte er eine Wollgroßhandlung. Einmal kaufte ein reicher Fabrikant von ihm eine Partie Schafwolle, wollte diese jedoch beim Ablieferungstermin nicht übernehmen, weil der Preis in der Zwischenzeit zurückgegangen war, und gebrauchte für seine Ablehnung allerlei Ausreden. Da antwortete ihm der damals noch nicht baronisirte Wodianer: „Lassen Sie die Wolle, ich lasse dabei die Haare und bleibe somit fürderhin von Ihnen ungeschoren."

* * *

ei. Enfant terrible. Die zehnjährige **Trude** hat einige Freundinnen sich mit nach Hause gebracht. Ihr Papa begrüßt jedes Kind mit einem herzhaften Kuß, da sagt die kleine gleichaltrige Ella zur Trude: „Aber, Gertrud, Dein Papa scheint mir ein netter Schmetterling zu sein!"

* * *

M. F. Ein hiesiger **Rechtsanwalt**, der vor Kurzem eine Tochter Colonias gefreit, nahm die konventionellen Visiten entgegen. Daß Jeder die stereotype Frage an die junge Frau richtete, wie es ihr in „Cölln an der Spree" gefalle, ist begreiflich; nachdem sie auf diese Weise tausendmal über Berlin interviewt worden war und sich in der anerkennenswerthesten Weise über die Reichshauptstadt geäußert hatte, wollte sie auch einmal das Urtheil eines Berliners über ihr geliebtes „Köllen" hören. „Herr Baumeister," sagte sie zu einem der anwesenden Freunde, „nun müssen Sie mir auch den Eindruck schildern, den meine Heimathstadt auf Sie gemacht hat." — „Ne Stadt **auf Abbruch**" — lautete die lakonische Antwort des also Angeredeten.

* * *

ei. Folgender Witz kommt aus **Eutin** über **Kalau: Pastor** „Sehen Sie, lieber Kapitän, hier dichtete der alte Voß seine Louise." — **Kapitän:** „Wo hat se denn dat Leck bekommen?"

* * *

rn. In die **Zelle** eines **politischen Verbrechers** tritt ein hagerer, ungemein lebhafter Mann ein. „Wer sind Sie?" fragt der Besuchte überrascht. „Der Barbier dieses Gefängnisses," antwortet der Bartkratzer selbstbewußt. „So! Dann hätten Sie dieses vermaledeite Gebäude längst rasiren sollen!"

* * *

S. L. Einer unserer bekanntesten Künstler vom **hohen C** trat dieser Tage bei seinem **Theateragenten**, dessen geschickter Reklamenführung er ein gut Theil seiner Berühmtheit zu danken hat, ein. „Nun, Herr Rath," begann der Tenor, „haben Sie mir endlich eines jener glänzenden Engagements verschafft, von denen Sie mir so oft gesprochen?" „Ja wohl, ich habe schon eines in petto!" — „In Petto? Dahin gehe ich nicht, das ist mir zu weit!" war die Antwort, der ein brausendes Gelächter des Büreaupersonals folgte. Unser Tenor sucht noch immer vergebens, zu begreifen, weshalb die Herren im Büreau des Theateragenten so herzlich gelacht haben.

* * *

M. v. R. **Kindermund: Die kleine Eva**, welche zu Hause bereits ein Wen'g im Rechnen unterrichtet worden ist, wird in die Schule geschickt. Sie kommt am ersten Tage betrübt nach Hause, denn sie bringt eine sehr bedenkliche Note des Lehrers mit. Dieser hatte den Kindern in der Religionsstunde gesagt: „Gott ist allmächtig!" und die kleine Eva hatte darauf mit erschreckender Pietätlosigkeit die laute Bemerkung gemacht: „Das ist nicht wahr!" Erstaunt über diesen Atheismus im Flügelkleide fragt der Lehrer die Kleine, wie sie auf solche Aeußerung verfalle. „Nun," meint sie, und verzieht das Mäulchen zum Weinen, „er ist nicht allmächtig, denn er kann doch nicht **drei von zwei** abziehen!" Tableau.

Blechdach des Kupees brach. Dann erkannten wir beim schwachen Schimmer einer Oellampe ein kleines Stationshaus, aus dem ein verschlafenes Männchen heraushumpelte, um dem Kondukteur beim Ausladen unserer Sachen behilflich zu sein. „Wir haben an den „Ochsen" telegraphirt, ist kein Omnibus da?" „Omnibus haben's kon's, ich will Ihrige Sachen schon 'naustragen." „Haben Sie einen Schubkarren oder Handwagen?" „Dös nicht, aber so arg viel werden's doch nit zu schleppen hab'n." — Nicht so arg viel - zwölf Kolli, dabei haushohe Koffer. — „Du mußt eine Auswahl treffen, liebe Anna, meine Malsachen gehen natürlich alle mit, von Deinem Gepäck, was Du am dringendsten benöthigst!" — Ich war zu ergrimmt, um zu sprechen, und wandte meinem Hab und Gut stumm den Rücken zu. Karl folgte mir, der Alte keuchte hinter uns her. — „Haben Sie viele Fremde im Ort?" „Dös schon, an die zwanzig Stück mag's hier geben." — „Sind auch Maler dabei?" — „Dös woaß i nit, mehrschtens wohl Viehhändler, mer hob'n Pferdmarkt morgen." — Auch mein Gatte verstummte, kein Wort wurde gewechselt, bis wir durchnäßt und schmutzbespritzt den Gasthof erreichten. — Dort war Alles still und finster. Auf unser Klingeln kam eine derbe Bauernmagd, die uns grinsend bewillkommnete. „Wo sind unsere Zimmer?" „Gleich über die erste Stiegen." — Und einen weiten Flur ging's hinunter, über einen nassen Hof, eine dunkle Stiege hinauf in ein niedriges, mäßig großes Zimmer, das nach grüner Seife und schlecht gelüfteten Betten roch. Eine Kerze beleuchtete die bunt bezogenen Betten, den schlechten Waschtisch, die morschen Stühle, die sich um den Holztisch reihten. „Dös is 's Schlofzimmer." „Und wo ist der Salon?" „Salohn? was is dös?" „Wo ist der Wirth?" „Der schloft, is jo schon nachtschlofende Zeit." „Habt Ihr denn mein Telegramm nicht bekommen?" „Dös schon, bin ja i d'rum aufblieben, und 's ist eh' unsre beste Stub' mit 'ner prächt'gen Aussicht. Wissen's, 's Haus ist voll, wegen Viehmarkt morgen."

Und dabei blieb's. Mit Mühe erlangten wir ein Paar Butterbrode, etwas Waschwasser, dann verschwand die Maid auf Nimmerwiedersehen, uns „angenehme Ruh'" wünschend.

Ob Karl geschlafen, weiß ich nicht. Mich hätte der Aerger nicht schlafen lassen, auch wenn die Matratzen weniger hart und die Bettbezüge minder grob gewesen wären. Am nächsten Morgen blickten wir der Situation ins Auge. „Ihn" interessirten nur die äußeren, mich nur die inneren Angelegenheiten. Mit beiden sah es traurig aus.

Zwei zusammenhängende Räume gab es im „Ochsen" überhaupt nicht, desgleichen weder Wäsche- noch Kleiderschrank — auch kein Sopha, das auf menschliche Gliedmaßen berechnet war. Die Herren Viehhändler wechselten offenbar weder Wäsche noch Kleider und hielten keine Siesta. So hausten wir denn in dem Zimmer „mit der schönen Aussicht", das als Schlaf- und Wohnzimmer und Atelier zugleich dienen mußte. Karl hatte mit dem Morgengrauen sein ganzes Handwerkszeug ausgepackt — und man trat überall auf Paletten, Malerstöcke, Kartons —, während Oele und Lacke friedlich auf der Wäsche lagen. Ein entsetzliches Chaos, das ich nicht lichten konnte, denn es fehlte der Raum. Dabei standen noch vier große und drei kleine Gepäckstücke auf dem Bahnhof — und es regnete weiter — wenn auch leise. Nach fünf Tagen fühlte der Ochsenwirth ein menschliches Rühren, ließ anspannen und meine Koffer holen. Zum größten Gaudium des Kellners und unserer schmierigen Stubenmagd. „Jesses, die Kuffer — die san wie die Häuser — was woll'n's denn damit hier thun?" Ja, was wollte ich damit thun? — Auspacken war eine Unmöglichkeit — blieb doch ohnehin nur noch ein schmaler Gang, um vom Bett nach dem Waschtisch und zurück zu gelangen. Meinem Mann konnte ich mein Leid nicht klagen, er war nicht daheim. Er war, seit wir in Rossenfurt, überhaupt nie daheim. Von Früh bis Abends suchte er „Sujets", Alles fand er malerisch, entzückend, und sang das Lob seines Freundes in allen Tonarten. Mir, offen gesagt, erschien Alles nur schmutzig, die zerfallenen Häuser, die zerbröckelte Stadtmauer, die alte Kirche, der längst aller innerer Schmuck fehlte — und ich forderte mit meiner Gleichgiltigkeit gegen die städtischen Reize Karls heftigsten Zorn heraus. Ihn ließen sie kaum schlafen. Mit Morgengrauen aus den Federn, wanderte er mit Reißbrett, Schirm und Staffelei ins Freie, gönnte sich kaum Zeit zum Essen, und kopirte, korrigirte, retouchirte Abends beim Schein der Kerzen solange, bis ihm die Augen zufielen. — Jetzt saß er gewiß wieder in des Nachbars Hof, der, mit Hühnerverschlägen, Düngerhaufen und altem Gerümpel gefüllt, als Non plus ultra des Pittoresken gerühmt wurde, und von dem er in unsere nach Terpentin duftende Stube immer noch ein ganz besonderes Parfum heimbrachte.

So war ich denn allein mit den Unglückskoffern und eine unbezwingliche Sehnsucht erfaßte mich, sie zu öffnen, mich an meinen Toiletten zu weiden. — Ich erschloß den ersten, größten. Welch ein Anblick!! — In mein weißes Spitzenkleid hatte sich eine Tube Krapplack ergossen (weiß der Himmel, wie die hineingerathen), auch der Florentinerhut war nicht davon verschont geblieben, wie auch seine Form und Garnitur dem schärfsten Kennerauge nicht mehr erklärlich; in meinem „guten Schwarzen" waren alle Reifen gebrochen, die rothe Sammettaille zeigte die Contouren eines Aquarellkastens, der sich ihr liebend angeschmiegt. — Mir flimmerte es vor den Augen — ich sah nichts mehr, schlug den Deckel zu und war einer Ohnmacht nahe. —

In meinem Inneren ging etwas Gräßliches vor. — Ich ließ die letzten Jahre vor meinem Geist vorüberziehen, wie mein Karl aus einem soliden, nüchternen Geschäftsmann ein unpraktischer, zerstreuter „Künstler", wie er aus einem aufmerksamen Ehemann und Gesellschafter ein nur von Kunst und Malgedanken erfüllter Sonderling geworden. — Womit hatte ich verdient, daß ich, Anna Maria Schultze, geborene Hiesecke, Tochter eines Bierbrauers und angetraute Gattin eines Großkaufmanns, — daß ich, anstatt in Ostende oder in der Schweiz meine Toiletten zu zeigen, in einem elenden Zimmer des „Ochsen" zu Rossenfurt den Ruin meiner Herrlichkeiten beklagen mußte? Mein ganzes Sein war in Empörung — es war eine entscheidende Stunde für unsere Ehe, — während Karl die Düngerhaufen des Nachbarhofes abmalte. Gutes und Böses stritt lange in mir auf und nieder — mit heißen Thränen rang ich nach Entscheidung. Da endlich — faßte ich einen Entschluß.

Und wie wir Frauen nun einmal sind — einen großen heroischen Entschluß. — Ich verschloß das Gehäuse, aus dem mir beinahe das Unglück meines Lebens entstiegen, ließ das ganze Gepäck auf den Flur schaffen und behielt nur das Nothwendigste zurück. Dann schickte ich mich an, der nunmehr geräumigeren Stube durch Ordnung der Skizzen ein „malerisches" Ansehen zu verleihen. So eifrig war ich bei der Arbeit, daß ich zusammenfuhr, als es plötzlich gegen die Thür dröhnte. Es war Karl, der mit so gefüllten Händen heimkehrte, daß sein Ellbogen als Klopfer dienen mußte.

In der Rechten hielt er ein nasses Oelbild, in der Linken eine frische Wurst, die Nachbar Schlächter ihm für das wohlgelungene Porträt seines alten Hofs verehrt. Diese Schätze wurden in Sicherheit gebracht, dann zog er neue aus der Brusttasche. Eine Einladung zum Diner der Viehabschätzungskommission, ein Diplom als Ehrenmitglied der „Harmonie", dem „feinsten" Verein Rossenfurts. Er hielt die Thränen, mit denen ich in seine Arme sank, für Rührung, ob der errungenen Ehren.

Sie waren der Ausklang meiner zornmüthigen Stimmung und die Besiegelung meiner neuen Entschlüsse. Ich hatte die „Kaufmannsgattin" mit den Paradetoiletten in den Koffer versenkt — in schlichtem Wollkleid wandelte nunmehr die echte „Künstlersfrau." Von jetzt ab half ich Karl bei der „Motivjagd". Kein malerischer Punkt, keine ungewöhnliche „Vedute", die mir entgingen. Nie ging ich ohne das Papierquadrat aus, durch das man bekanntlich nur durchzusehen braucht, um ein abgeschlossenes Bild zu finden — reinigte Palette und Pinsel mit derselben Sorgfalt, wie einst mein Meißner Porzellan und sprach „Farben" wie ein Akademiker. Ab und zu blickte mein Mann erstaunt zu meiner plötzlichen Umwandlung. Aber wie ein richtiger Ehemann fand er es natürlich, daß ich meine Passionen den seinen ordnete. — Nur die Temperatur seiner Neigung erhitzte sich um einige Grade, und da auch ich, in Erinnerung an jene böse Stunde weicher wurde und nachgiebiger — überkam es uns wie Flitterwochenstimmung trotz der dürftigen Umgebung. — Nicht ohne Kummer trennten wir uns endlich von Rossenfurt und seinen Bewohnern, — und ich glaube fast, mein Auge ward feucht, da der letzte alte Kirchthurm meinen Blicken entschwand. — Auf der Rückfahrt schwelgte Karl in Rückerinnerungen, ich bekämpfte muthig die Freude, die sich leise, leise in mir regte, bei dem Gedanken an meine bequeme Häuslichkeit. — Nur ein Mal durchzuckte es schnell mein erfolgreich bezwungenes Herz. — Als wir uns Berlin näherten und die Rückseite der alten Häuser an der Stadtbahn sich uns präsentirten, brach Karl in die Worte aus: „Wenn wir das in Rossenfurt gehabt hätten."

So endete unsere erste Künstlerfahrt.

Literarische Umschau.

Ngh. Noch vor ganz kurzer Zeit waren jene Gebiete, über denen heute die deutsche Reichsflagge weht, uns kaum dem Namen nach bekannt. In der Frist eines Jahres ist der Grund zu einer Reihe von Kolonialunternehmungen gelegt worden, deren Zukunft zwar voraussichtlich noch manches Opfer an Geld und Menschen fordern wird, die aber sicherlich dermaleinst zur Hebung des Wohlstandes in der deutschen Heimath erheblich beitragen werden. Bisher mangelte es unseren deutschen Schutzgebieten noch an jeder Civilisation; aber schon sind die Pioniere ausgesandt, und den Quartiermachern, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, wird bald das Heer nachfolgen. Da ist uns ein Buch willkommen, welches mit Sachkenntniß, in lebensfrischer Darstellung die gegenwärtigen Zustände, das Leben und Treiben der Eingeborenen, die im Entstehen begriffenen Unternehmungen unserer Landsleute vor Augen führt. Herr Dr. **Hugo Zöller**, der bereits alle Erdtheile bereist hat, ist auch nach Afrika gegangen, um als erster Europäer in einzelne Theile des Innern der deutschen Schutzgebiete einzudringen. Sein mit zahlreichen Illustrationen ausgestattetes Buch **„Das Togoland und die Sklavenküste" (Berlin und Stuttgart bei W. Spemann)** führt uns eine Reihe farbenprächtiger Bilder vor; es enthält keine gelehrten Artikel, verbindet aber trotzdem deutsche Ausführlichkeit und Gründlichkeit mit pikanter, fesselnder Darstellung. Nicht nur die Freunde unserer kolonialen Unternehmungen, sondern auch Diejenigen, welche jetzt noch zu ihren Gegnern zählen, werden aus Zöllers Schilderungen sich belehren und bekehren lassen, um so mehr, da der Verfasser Licht und Schatten gleichmäßig vertheilt und als wirklicher Geschichtsschreiber durchaus objektiv berichtet.

— Hinter dem bescheidenen Titel: **„Im Kreislauf der Zeit — Beiträge zur Aesthetik der Jahreszeiten"** von A. Freiherrn **v. Schweiger-Lerchenfeld** (Wien, A. Hartleben) verbirgt sich eine Sammlung von Naturschilderungen und Lebensbildern, welche im stimmungsvollsten Kolorit gehalten ist und dem feinsinnigen Leser eine Fülle von Anregungen bietet. Der ästhetische Gehalt der Naturschilderungen liegt in der seelenvollen Detailmalerei, in der geistigen Belebung der Natur in allen Jahreszeiten, in den Anknüpfungen, welche der Verfasser zwischen Naturgenuß und ästhetischer Schulung sucht. Sie erhalten höheren Werth dadurch, daß der Verfasser in seine Naturstudien allenthalben das menschliche Leben mit seinen Leiden und Freuden eingeflochten und dasselbe durch zahlreiche geistreiche, philosophische Aperçus gewürzt hat. Zwanzig anmuthige Genrebilder von der Hand J. R. Wehle's, 40 auf das Zarteste durchgeführte Vignetten und ein Prachteinband in sieben Farben schmücken das Buch, das namentlich im Damenpublikum großen Anklang finden dürfte.

K. P. Eine Reihe interessanter und lebensvoller Schilderungen, welche sich von einem sehr ernsten Hintergrunde abheben, wird uns unter dem Titel **„Fahrendes Volk in der Gegenwart." Dunkle Bilder aus dem Wanderleben.** Aufzeichnungen eines Handwerkers. Von D. Rochow. (Bremen, F. A. Wiegand.) geboten. Die noch immer zu wenig beachteten Schatten des Vagantenthums, welches im grellen Gegensatze zu unserer auf Arbeit beruhenden Kulturgesellschaft steht und trotz derselben an Ausdehnung zugenommen, erscheinen uns näher gerückt. Wir haben es mit einer hochwichtigen sozialen Frage zu thun. Das Buch, dessen Anfang vorliegt, ist dazu angethan, die öffentliche Meinung auf eine Fülle von Elend und Verkommenheit hinzulenken, welche nicht immer verbrecherischen Trieben oder Arbeitsscheu ihren Ursprung verdanken. Es schließt die Aufforderung an den Staat wie an die Einzelnen in sich, auf Abhilfe zu denken. Der Verfasser verfährt keineswegs doktrinär, sondern er bringt uns Einzelbilder, welche durch ihre sorgfältigen Details nur den Eindruck voller nackter Wahrheit machen, tief absteigende Lebensläufe in anschaulichster Weise enthüllen. Der Verfasser charakterisirt uns das eigenartige Treiben der „Central-Penne" oder Armen- und Lumpen-Kneipe auf dem Lande und in der Stadt, ihre seltsamen Gebräuche und wunderlichen Gäste. Die schwere, dumpfe Atmosphäre der Verkommenheit lastet über diesen traurigen Zufluchtsstätten und die Selbstentwürdigung Derjenigen, welche am Rande der Existenz stehen, beugt unsern Menschheitsstolz darnieder. Selbst die wenigen humoristischen Streiflichter verscheuchen nicht das Gefühl innerer Bewegung. Wir lernen die Kniffe Derjenigen kennen, welche noch einen Brosamen von der Tafel des Lebens erhaschen wollen, wir sehen, wie sie im Kampfe mit dem Gesetze durch List sich zu helfen suchen. Die Vagabundennoth in Deutschland, die Art, wie sich das fahrende Volk rekrutirt, sammelt, zerstreut und forthilft, können wir verfolgen. Das Buch beruht auf sorgfältigen Studien am lebenden Körper des Vagabundenthums. Mit Aufdeckung dieser Uebelstände hat der Verfasser ein hochverdienstliches Werk gethan. Er wird uns auch nicht ohne Rath lassen, wie und inwieweit diesem allgemeinen Schaden gesteuert werden könne. Arbeiterkolonien und Verpflegungsstationen sind zwar beachtenswerthe Linderungsmittel, sie bleiben aber nur Palliative. Da muß noch energischer eingegriffen werden.

☐ Einen vortrefflichen **Wegweiser** durch die **Geschichte der antiken Literatur** aus der Feder von Dr. Erwin **Rex** veröffentlicht die rührige Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung im Anschluß an ihre Sammlung von Uebersetzungen der alten Klassiker. In dieser Sammlung ist die ganze Literatur der griechischen und römischen Dichter und Prosaisten in vortrefflichen Uebersetzungen aufgenommen, Uebersetzungen, die sämmtlich von Gelehrten ersten Ranges, wie Adolf Stahr, Professor Donner, Adolf Schöll, Köchly, Siebelis und Anderen mehr herrühren. Das Rex'sche Büchlein ist eine vortreffliche, übersichtlich und systematisch gearbeitete antike Literaturgeschichte, ohne pedantischen philologischen Zopf aber mit sachdienlichen Anmerkungen und Nachweisen versehen, die für Schule und Haus, sowie für die weiteren Kreise der Gebildeten berechnet sind. Zur schnellen Orientirung ist dieses kleine Kompendium vorzüglich geeignet, und der Hinweis auf die einzelnen alten Klassiker, die nun einmal die Basis und das Ferment unserer ganzen modernen Bildung sind, ist jedem Artikel nach der Heftnummer der Uebersetzungs-Bibliothek beigefügt. Eine kurze Lebensbeschreibung, eine prägnante Charakteristik der dichterischen oder schriftstellerischen Persönlichkeit und wenige, aber sonst schwer erreichbare bibliographische Notizen, — das ist das leichte Gepäck, das der Verfasser seinen wißbegierigen Lesern auf den Weg mitgiebt. Dem sich vertiefenden Studium alter Literatur und Poesie werden die einzelnen Uebersetzungen dienen, zur raschen Uebersicht über den Gang der alten Literatur ist der Rex'sche Abriß besonders empfehlenswerth.

Wir leben in einer Epoche, in welcher die civilisirten Völker von dem ziemlich aufrichtigen Streben durchdrungen scheinen, sich gegenseitig kennen zu lernen. Freilich wird bei den meisten dieser Versuche auf literarischem Gebiete ein gut Stück nationaler Voreingenommenheit mit in den Kauf genommen werden müssen, da jeder der Beurtheiler die fremde Nation durch die eigene nationale Brille zu betrachten pflegt und eine vorurtheilsfreie Anschauung auf diesem Gebiete noch seltener anzutreffen ist als sonstwo. Wir Deutschen haben durch die Veröffentlichung vom Federhelden wie Tissot und Graf Vassili oft genug unter den Unzuträglichkeiten derartigen Schilderungsdranges zu leiden gehabt. Vor uns liegt das Werk eines ebenfalls französischen Autors der sich hinter dem irischen Pseudonym **Max O'Rell** verbirgt. Das Buch **„John Bull und sein Inselheim"** von Arthur Bütow nach der 47. Auflage des französischen Originals übersetzt (Berlin, O. Janke) enthält eine Reihe ungeschminkter englischer Sittenbilder, die bei aller Schärfe der Wiedergabe dennoch mit einer gewissen ehrlichen Bewunderung vor der Leistungsfähigkeit und Thätigkeit geschrieben scheinen, welche dem englischen Volke anhaften. Der Verfasser ist kein Schönfärber, aber er nennt auch gut, was gut ist und lobt, was er mit gutem Gewissen loben kann. O'Rell besitzt ein scharfes Auge für die Vorzüge wie für die Schwächen seiner Nachbarn jenseits des Kanals. Und so verfaßte er ein Buch, welches selbst da anregt, wo der Leser mit dem Autor nicht in allen Stücken einverstanden zu sein vermag.

G. W—n. Berlins literarische Wiederentdeckung schreitet mit gewaltigen Schritten vorwärts. Jedes Jahr bringt eine Reihe von Büchern, die sich mit der Schilderung der reichshauptstädtischen Verhältnisse auf sozialem und kulturgeschichtlichen Gebiete beschäftigen und diese Rückkehr zur Schilderung realer Dinge wird einen segenbringenden Einfluß auf die heimische poetische Kraft geltend machen. Als eine der besten literarischen Gaben in diesem Sinne bezeichnen wir, das soeben (Berlin, Verlag von Friedrich von Nonnemann) erschienene Sammelwerkchen von **Ernst Otto Hopp „In der großen Stadt"**. Der Verfasser thut nichts Anderes, als was wir Alle thun, die wir auf der Suche nach schriftstellerischem Stoff begriffen sind: er geht spazieren und liest die Zeitungen. Aber mit scharfen Sinnen begabt, hört er den Pulsschlag des Berliner Lebens bis in die geheimsten und entlegensten Tiefen sein vielbedeutendes Tiktak machen, sieht er mit den vergleichenden und kombinirenden Augen des bildenden Künstlers. Anspruchslos und einfach wahr sind die kleinen Geschichten, die leider nur allzu oft einen trübgrauen Hintergrund haben, trefflich beobachtet die kleinen Skizzen, die er mit flüchtigen, aber charakteristischen Strichen hinwirft. Großäugig sieht ihn das nackte Elend von Berlins Verlorenen und Verlassenen an, — mit einem sicheren Griff fixirt er es auf seinem Blatt. Wir wissen nicht, ob der Verfasser geborener Berliner ist — die Race soll ja im Aussterben sein, — nach seiner Behandlung des ungeschminkten Berliner Dialekts möchten wir es glauben. Hopp belebt und beflügelt die conventionelle Schriftsprache durch den frischen Zuwachs aus dem Volksdialekt, dessen er sich mit Geschmack und sicherem Takte bedient. „Aus der großen Stadt" bezeichnet auf der Curve der literarischen Erscheinungen über Berlin einen hohen Punkt. Unsere Dichter, die Erzähler wie die Dramatiker, finden in dem anheimelnden Büchlein eine Fülle interessantesten Stoffes aufgespeichert.

P. Die Schrift eines österreichischen Reallehrers **„Friedrich der Große, der Heros deutscher Volksbildung und die Volksschulen"**, von **Robert Seidel**, (Wien, Pichlers Wittwe u. Sohn) hat einen polemischen Charakter. Sie sucht im Gegensatz zu bisherigen Auffassungen den Nachweis zu erbringen, daß Friedrich der Große als aufgeklärter Despot keinen Sinn für Volksbildung gezeigt, weil er dieselbe so schädlich für sein Regierungssystem hielt, daß er wenig oder nichts zu ihrer Hebung gethan. Das meiste thätige Interesse habe der Volksbildung Friedrich Wilhelm I. zugewendet. Die Anfänge ähnlicher Bestrebungen seien bis zur Reformationszeit zurückzuführen. Friedrich II. wird namentlich beschuldigt, das konfessionelle Gepräge der Schulen verstärkt zu haben. Der Verfasser geht von einem unhistorischen Gesichtspunkte aus, er berücksichtigt zu wenig die Schwierigkeiten, Drangsale, Geldknappheit ꝛc. des friedericianischen Staates. Es fehlen ihm die kulturgeschichtlichen Perspektiven und die Relativität des Urtheils. Deshalb wird sein Buch trotz guter Absichten zu einer ziemlich schroffen Tendenzschrift. welche geringen wissenschaftlichen Werth besitzt. Wir sind es gewohnt, daß von Zeit zu Zeit das Gewand staatsfürstlicher Größe, welches die Ueberlieferung um den Mann gelegt, der allen europäischen Großmächten Trotz geboten und Preußen in deren Reihe siegreich eingeführt, als defekt erblickt wird. Schon Macaulay hat in einem geistvollen, aber einseitigen Essay die Schwächen Friedrichs II. stark in den Vordergrund gerückt. Er vermochte aber das allgemeine Urtheil in den Hauptsachen nicht zu ändern. Noch weniger wird dies durch dieses Buch geschehen. Seidl hätte vor Allem nachweisen müssen, in welchem europäischen Staat zur Zeit Friedrich II. mehr Verständniß für die Volksschulen und mehr wirklicher Fortschritt geschaffen worden ist. Es ist ungerechtfertigt, Perikles anzuklagen, daß er nicht die Sklaverei in Griechenland aufgehoben. Jede Epoche muß mit ihrem eigenen Maßstab gemessen werden.

Privatkundgebungen.

⁂ **Hildburghausen**, im Juli. Die hiesige Maschinenbau- und Baugewerksschule tritt mit dem nächsten Wintersemester in ihr zehntes Schuljahr ein und erfreut sich des besten Rufes. Vor Allem hat diese Anstalt es sich angelegen sein lassen, bei anerkannt zweckmäßigem Lehrplan den Unterricht in individualisirender Weise zu ertheilen Deshalb denn auch der überraschende Erfolg, daß alle Absolventen bis auf ganz vereinzelte Ausnahmen die Maschinentechniker- resp. Baugewerkmeisterprüfung nach staatlich genehmigtem Reglement vor einem Staatsprüfungskommissar bestanden. Gestützt auf solch' gute Ausbildung fanden dieselben auch bald recht gute Stellungen, und legen durch ihre Tüchtigkeit am besten Zeugniß für die Güte der Anstalt ab. Wir machen daher aus voller Ueberzeugung auf diese Anstalt aufmerksam und heben noch hervor, daß das Honorar pro Semester nur 75 Mark beträgt und der Aufenthalt hier noch recht billig zu nennen ist.

Berliner Theater-Repertoire.
Montag, 20. Juli.

Neues Friedrich-Wilhelmstädt. Theater. Montag z. 93. Male: **Großmogul.** Operette mit Ballet von Audran.

Krolls Theater.
Montag: **„Der Trompeter von Säckingen". Gr. Doppel-Concert.** Anfang 5, der Vorstellung 7 Uhr. Billets u. Abonnement-Billets à **Dtd. 9 Mark** sind vorh. zu haben an der Kasse, bei den Herren Bock, Unter den Linden 46, **Lindenberg**, Leipzigerstraße 50a, **C. Heintze**, Unter den Linden 3, und im **Invalidendank**, Markgrafenstr. 51a.

Ausstellungs-Park.
Japanische Ausstellung.
Entrée 50 Pf.
Täglich: Grosses Concert.
Entrée nur zum Park 30 Pf.
M. Bauer.

Berliner Aquarium,
Unter den Linden 68a.
Eintrittspreis: 1 Mark.
Reichhaltige Ausstellung von Land- und Seethieren, wie: Affen, Schlangen, Vögel, Krokodile, Seepferdchen, Hai- und Tintenfische, Blumenthiere u. s. w.

Sedan-Panorama
nebst Dioramen
am Bahnhof Alexanderplatz
von Vorm. 9 bis Nachts 11 Uhr
Entrée 1 Mark.
Neu: **Bismarck-Diorama.**

National-Panorama
am Königsplatz und Lehrter Bahnhof.
Die Vertheidigung von Paris.
u. Diorama: Die besiegte Commune.
Geöffnet v. Morg. 9 bis z. Dunkelheit. Entree 1 Mk.

Enthaarung.
Durchaus unschädl. Mittel z. sofort. spurlos. Entfern. v. Arm- u. Gesichtshaaren. Fl. 3 Mk. Apoth. **Mundelius, Berlin**, Liesenstr. 19. *

Schmidt's Reisebücher.
Vorräthig in allen Buchhandlungen:
Die Schweiz nebst Chamounix und den italienischen Seen **(ehemals Berlepsch)**, 5. Auflage. 6 M.
Fricken, Wegweiser zu den Heilquellen der Schweiz. 1 M. 20 Pf.
Gsell-Fels, Die Bäder der Schweiz. 10 M.
— Bäder Deutschlands I. Schwarzwald und Rhein.
Koch v. Berneck, In 30 Tagen durch die Schweiz. 5. Aufl. 3 M.
— Süddeutschland u. Oesterreich. 3 M.
— Gotthardführer. 2. Auflage. 2 M.
— Die Italienischen Seen. 1 M. 60 Pf.
— Arlbergbahn. 2 M.
Pletscher, Schwarzwald, Odenwald ꝛc. 4 M.
Simmler, Hochalpenflora. Mit 4 Taf. 2 M.
Gräf. Schweizer Reisekarte. 1 M. 60 Pf.

3. **Todtlachen** 30 Bild. 75 Pf. Mkn.; ill. Buch Frauenzimm. 50 Pf. Kat. gratis. Phot. Institut 19. Aschaffenburg.

Im Verlage von **Otto Wigand in Leipzig** erschien soeben:
Die Nihilisten.
Von **Johannes Scherr.**
Dritte Auflage.
Preis 4 Mark, gebunden 5 Mark.

NEUE (13.) UMGEARBEITETE ILLUSTRIRTE AUFLAGE.
240 HEFTE ODER 16 BÄNDE.
Brockhaus' Conversations-Lexikon.
Mit Abbildungen und Karten.
Preis à Heft 50 Pf.
VIERHUNDERT TAFELN.
JEDER BAND GEB. IN LEINWAND 9 M., HALBFRANZ 9½ M.

Hon. 75 M. Vorunterricht frei. Progr. gr. **Maschinenbau- & Baugewerkschule Hildburghausen.** Aufenth. billig. Rathke, Dir.

Capitalist
gesucht mit Mk. 20,000 disponiblem Vermögen in ein neu zu gründendes Austerngeschäft. Näheres beförd. unter **J. O. 5166 Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Eine **deutsche Dame der besseren Gesellschaft**, von angenehmem Aeußern, mittl. Jahren (kath. Conf.) wünscht sich mit e. **gutsituirten älteren Herrn zu verheirathen.** Ehrenh. Diskret. zugesichert. Off. u. **J. O. 5212** beförd. **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Reelles Heirathsgesuch.
Ein intelligenter **Kaufmann**, 34 Jahre alt, **Besitzer** eines **disponiblen Vermögens** von 30,000 **Mark, wünscht** sich zu **verheirathen.** Wegen mangelnder Bekanntschaft ist er genöthigt, auf diesem Wege eine Frau zu suchen, die **Bildung, Anmuth** und **Herzensgüte** sowie ein entsprechendes Vermögen besitzen muß. Als tüchtige und **bewährte Arbeitskraft** läge es in seiner Intention, event. als **Theilhaber** in das Geschäft seines Schwiegervaters **einzutreten**, da ihm regelrechte Thätigkeit und der Drang zu schaffen Bedürfniß ist. Mittheilungen, womöglich mit **Photographie**, unter **J. D. 5186** wolle man an die **Expedition d. Berliner Tageblatts, Berlin SW.** dirigiren. **Discretion Ehrensache.** Vermittler ausgeschlossen. *

Illustrirte Frauen-Zeitung.
Großes illustrirtes Journal für Unterhaltung und Mode.
Jährlich 24 Unterhaltungs-Nummern zu je 2 bis 2½ Doppelbogen, 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen und 12 farbige Modenbilder; vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 Mark 50 Pf.
Die Heft-Ausgabe bringt ferner jährlich 12 Kunstblätter „Bildermappe", und kostet das Heft (24 jährlich) 50 Pf.
Die Ausgabe mit allen Kupfern (jährlich 36 farbige Modenbilder, 12 Kostümbilder und 12 farbige Kinderbilder) kostet vierteljährlich 4 Mark 25 Pf.
Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme **der Heft-Ausgabe** auch alle Post-Anstalten. *

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.
Volks- und Familien-Ausgabe.
I. Serie: 22 Bände. II. Serie: 21 Bände.
In Lieferungen à 50 Pf., oder in Bänden brosch. à 3 M. 50 Pf., eleg. geb. 4 M. 40 Pf.
Friedrich Gerstäcker's Gesammelte Schriften!
Inhalt der I. Serie:
Gold! — Blau Wasser — Matrosenleben — Aus der See — Unter dem Aequator — Hell und Dunkel — Eine Gemsjagd in Tirol — Reisen — Regulatoren in Arkansas — Flußpiraten des Mississippi — Sträflinge — Mississippibilder — Nach Amerika! — Aus zwei Welttheilen — Aus Nord- und Südamerika — Achtzehn Monate in Südamerika — Aus meinem Tagebuch — Skizzen aus Californien — Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale — Kunstreiter — Streif- und Jagdzüge — Tahiti — Das alte Haus — Heimliche und unheimliche Geschichten — Inselwelt — Colonie.
Inhalt der II. Serie:
Eine Mutter — General Franco — Sennor Aguila — Wilde Welt — Die Missionäre — Unter den Penchuenchen — Der Erbe — Die Blauen und Gelben — In Mexiko — Die Franctireurs — Kriegsbilder eines Nachzüglers — Das Wrack des Piraten — Der Tolle — Im Busch — Nach dem Schiffbruch — Neue Reisen durch die Vereinigten Staaten — Hüben und Drüben — Kreuz und Quer — Buntes Treiben — Im Eckfenster — Unter Palmen und Buchen — In Amerika — Nachgelassene Schriften und kleine Erzählungen.
Zu Folge des trefflichen gediegenen, **sittlich reinen** und **gleichzeitig belehrenden Inhalts** eignen sich **Gerstäcker's Schriften** namentlich auch zur Anschaffung für **Schüler- und Volksbibliotheken**, zu welchem Zwecke der **Verein für Verbreitung von Volksbildung** sie aufs Wärmste empfohlen hat.
Das Unternehmen ist bereits **vollständig** erschienen und können Abonnenten jederzeit eintreten und **halbe** oder **ganze** Serien gleich vollständig oder in **beliebigen Zwischenräumen** beziehen. Auch steht es frei, eine beliebige Auswahl von Bänden zu treffen. Heft 1 gratis durch jede Buchhandlung.

Annoncen-Annahme für sämmtliche Zeitungen des In- und Auslandes
im **Central-Bureau** von **RUDOLF MOSSE, Berlin,** SW. Jerusalemerstr. 48, W. Friedrichstr. 66, C. Königstr. 55, S. Prinzenstr. 41, NW. Karlstr. 18a, sowie in dessen Filialen zu: Breslau. Chemnitz i/S. Cöln a/Rh. Dresden. Frankfurt a/M. Halle a/S. Hamburg. Hannover. Leipzig. London. Magdeburg. München. Nürnberg. Paris. Prag. Strassburg i/E. Stuttgart. Wien. Zürich.
Inseraten-Pacht folgender bewährter Zeitungen und Zeitschriften: Berliner Tageblatt — Deutsches Montags-Blatt — Deutsches Reichs-Blatt — Bazar — Kladderadatsch — Fliegende Blätter — Gartenlaube — Deutsche Illustrirte Zeitung, Berlin — Der Hausfreund (Der Berliner) — Wsemirnaja Illustrazja, St. Petersburg — Niwa, St. Petersburg — Modny Swiet, St. Petersburg — Novy Ruski Bazar, St. Petersburg — Figaro, Wien — Industrieller Wegweiser — Militair-Wochenblatt — „Parole", Amtliche Zeitung der Korporation: „Deutscher Kriegerbund." — Jahrbücher für die deutsche Armee und Marine — Westdeutsches Gewerbeblatt, Düsseldorf — Gewerbehalle, Stuttgart — Schweizer Bauzeitung, Zürich — Bautechnische Rundschau, Buxtehude — Praktischer Maschinen-Constructeur — Allgem. Zeitschrift für Textil-Industrie, Chemnitz — Electrotechnische Rundschau, Frankfurt a./M. — Technisches Centralblatt, Halle a./S. — Bayr. Industrie- u. Gewerbeblatt — Illustrirte Jagdzeitung — Allgem. Wein-Revue, Mainz — Zeitschrift des landw. Vereins in Bayern — Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft, Berlin (Auflage 70,000 Exemplare) — Landw. Zeitschrift für Elsass-Lothringen — Aerztl. Vereinsblatt, Leipzig — Allg. Medicin. Central-Zeitung, Berlin — Deutsche Militärärztl. Zeitschrift — Allgem. Homöopathische Zeitung — Oesterr. Badezeitung, Wien — Fremdenblatt, Luzern — Allgemeine Zeitung des Judenthums — Niederländische Handels- u. Schifffahrts-Zeitung, Rotterdam — Daily Telegraph, London — British Trade-Journal, London — Deutsche Colonialzeitung, Frankfurt a./M. — Iron, London — Zeitschrift des Kunstgewerbevereins, München — L'Art (Die Kunst), Paris — L'Indépendance belge, Brüssel — Journal des Débats, Paris — New-York Herald, New-York — Das Capland, Capstadt.

Glas. **Porzellan.**

Potsdamerstrasse 6

S. WETZLAR

Potsdamerstrasse 6

Glas- und Porzellan-Waaren-Handlung

empfiehlt sein reichhaltiges Lager in

Trinkgefässen

als **Humpen — Seidel — Krüge — Pokale — Bowlen — Bier-, Wein- u. Liqueur-Service**
in Glas, Majolika und Stein.
Vasen, Jardinièren, Blumenschalen, Figuren, Wandteller, Porzellan-Blumen, Gegenstände zum Bemalen u. Radiren.

Cristall. Auf Wunsch Preis-Courante, Auswahlsendungen. **Luxus-Gegenstände.**

Ich kaufe alles baar, komme demnach für nichts auf, was unter meinem Namen auf Credit gekauft oder geliefert werden könnte.

AUX CAVES DE FRANCE — HOFLIEFERANT RITTER ETC. — OSWALD NIER: † Berlin, † Stettin, † Breslau, † Rostock, † Cassel, † Potsdam, † Danzig, Posen, † Dresden, † Leipzig, † Halle a. S., Königsb. i. P., † Hannover

Kampf gegen die Weinfabrikation!

Seit 1876:
21 Centralgesch. (8 in Berlin)
und über 600 Filialen in Deutschland!
Neue Filialen werden stets gerne vergeben.

Meine chemisch untersuchten, garantirt reinen, ungegypsten französischen

Naturweine

(aus welchen heute ein grosser Theil der s. g. Medoc, Bordeaux etc. hergestellt wird), [No. 51.
sind die einzigen,
welche in einem so kurzen Zeitraum einen bis jetzt in Deutschland noch nie dagewesenen Erfolg aufzuweisen haben, weil ihr reiner Traubengeschm. dem Gaumen mundet u. ihre als Tischw. vorz. Natureigensch. die Verdauung förd., d. Gesundh. also dauernd erhalt.!

Von M. 1.— pro 1/1 Liter an.
Jed. bel. Quant. v. 1 Litr. an wird versandt.
Ausführl. Preis-Ct. versende Jedem gratis & franco.

„Wein muss das Nationalgetränk der deutschen Nation werden." Fürst v. Bismarcks Worte.

Jede Flasch. muss mit nebenstehender Garantie-Marke verlackt sein.

In m. mit einem † bezeichneten Centralgeschäft. resp. Weinstuben renommirte Küche zu billig. Preisen.

Schönstes und besuchtestes Seebad

Ostende

Bade-Saison v. 1. Juni b. 31. October.

auf dem Continent, **Sommer-Residenz I. I. M. M. des Königs und der Königin der Belgier.** — Neuer Kursaal, herrlicher Meer-Damm. Täglich Concert mit Soirées dansantes im Kursaal. Zwei Orchester, Bälle im Casino, Taubenschiessen, Regatta's auf dem Meere. Pferde-Rennen. Theater. Feste aller Art. **Kursaal, Casino, Leopoldspark und Seebäder stehen unter Administration der Stadt Ostende. Montag, 20. Juli: Segel-Regatta von Dover nach Ostende. Dienstag, 21. Juli: Segel-Regatta auf der Rhede von Ostende. Mittwoch, 22. Juli: Segel-Regatta auf der Rhede von Ostende. — Taubenschiessen. — Yacht-Preis. Freitag, 24. Juli: Segel-Regatta auf der Rhede von Ostende. — Samstag, 25. Juli: Segel-Regatta von Ostende nach Portsmouth. — Taubenschiessen. — Regatta-Preis. Sonntag, 26. Juli: Pferderennen.** *

Unter dem Protektorate S. M. König Ludwig II. von Bayern.

Internationale Ausstellung von Arbeiten aus edlen Metallen und Legirungen. 15. Juni bis 30. September 1885.

NÜRNBERG

Veranstaltet vom Bayr. Gewerbemuseum,

Historische Abtheilung. Betheiligung aus allen Erdtheilen. Schöner Park. Gute Restauration. Konzerte. Prachtvolle Beleuchtung. *

Grosse Lotterie von Ausstellungs-Gegenständen. Loose M. 1.

Dr. Wiel'sche Schinken

versendet in vorzüglicher Qualität, zollfrei ab Depot Waldshut (F. H. Isele, Kaufmann) **die diätetische Kuranstalt:**
Eglisau a./Rhein (Schweiz).

Was ist Balcam?

Eine allein dastehende chemische, patentirte Erfindung! Reinigt alle dunklen Garderobenstücke, Möbelstoffe, Hüte und Schirme 2c. 2c. Balcam giebt allen verblichenen Gegenständen die Grundfarbe zurück. Balcam darf in keinem Haushalt fehlen.

Preis kl. Stück 60 Pfennig, grosses 1,20 Mark.

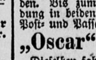
Zu beziehen bei Herren **J. C. F. Neumann & Sohn**, Ecke Kanonierstraße und Leipzigerstraße 27—28, **Schwarzlose** vorm. **A. Heister**, Friedrichstraße 183, **Franz Schwarzlose** vorm. **A. Thieme & Co.**, Leipzigerstraße 56, **J. F. Schwarzlose**, Markgrafenstraße 29, **Max Schwarzlose**, Königstraße 59.
Engros-Verkauf für Deutschland Chr. Jacobs, Hamburg, Gertrudenkirchhof 7.

Z. bevorsteh. Reisesaison empf. s. e. j. Dame als Reisebegleiterin f. eine Dame, ev. auch ins Ausl., da ihr fremde Sprach. nicht unbek. sind. Gef. Off. erb. unt. **J. F. 5181 an Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Frische Butter
versendet franco überall hin in Kistchen von 8 bis 9 Pfd. netto a Pfd. 100. *
Bredebro, N.-Schleswig. A. Jensen.

Käse-Verkauf.
Circa 500 Centner **hochfeinen Tilsiter Fettkäse** empfiehlt die Käserei von **Gr. Sausseningken per Joneiten Ostpr.**
D. Buddruss.

Das **oberhöfische Rittergut zu Zöschen, zwischen Merseburg, Halle u. Leipzig** belegen, wird zu **Johanni 1886 pachtfrei** und soll ev. noch im Laufe des Jahres **meistbietend verpachtet** werden. **Areal 900 Mrg.** (incl. 150 Mrg. Wiesen) durchweg weizenfähig mit Brennerei und flotter Ziegelei. Reflektanten sind hiermit eingeladen, die heurige Ernte noch auf dem Halme zu besichtigen. Anfragen zu richten an
Rittergut Zoeschen, Unterhof.



Stralsund-Malmoe.

(Kopenhagen.)

Kürzester Seeweg. Ueberfahrt in 7½ Stunden. Bis zum 15. Oktober tägliche Verbindung in beiden Richtungen durch die großen Post- und Passagier-Dampfschiffe

„Oscar" u. „Sten Sture".

Dieselben fahren
vom 1. Juni bis 30. September
von Stralsund: täglich 1 Uhr 15 Min. Nachm. in directem Anschluß an den um 8 Uhr Vormittags von Berlin abgehenden Courierzug;
von Malmö: täglich 8 Uhr 15 Min. Vorm. in directem Anschluß an den um 8 Uhr Vorm. von Stockholm in Malmö eintreffenden Schnellzug.
Heinrich Israël. Carl Siebe. *

Champignon-Culturen. Champignon-Culturen.

Champignons,

täglich frisch gepflückt, 3 Pfund für M. 5,50 franco per Nachn. versendet die
Champignon-Züchterei E. G. zu Wernigerode a./Harz. *

Stralsund — Rügen.

(Stubbenkammer, Sassnitz, Crampas, Lohme, Breege).

Das eiserne Personen-Raddampfschiff

„Hertha"

fährt bis zum 22. August
von **Stralsund** nach **Polchow: täglich**, Sonntags ausgen. **3 Uhr** Nachmittags im Anschluß an den 2 Uhr 35 Min. Nachm. in Stralsund eintreffenden Zug der Berlin-Stettiner Bahn.
Von Polchow nach Stralsund: täglich, Sonntags ausgenommen **6½ Uhr Morgens.**
Ankunft in Stralsund 10¾ Uhr Vormittags.
In Polchow sind Wagen nach Stubbenkammer, Saßnitz, Crampas und Lohme zu billigen Taxen zu erhalten.
Heinrich Israël, Stralsund. *

Abonnements für **August u. September** für **3 Mark 50 Pf.** bei allen Postanstalten.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.

Berliner Tageblatt.

nebst seinen werthvollen Separat-Beiblättern: Illustr. Witzblatt **„ULK"**, belletr. Sonntagsblatt „Deutsche Lesehalle", feuillet. Beiblatt „Der Zeitgeist", „Mittheilungen über Landwirthschaft, Gartenbau und Hauswirthschaft". Das tägliche Feuilleton des „B. T." bringt die Romane und Novellen unserer ersten Autoren; gegenwärtig erscheint in demselben:
„Quartett" Berliner Roman von **Fritz Mauthner**, hierauf folgt.
„Die Geschichte der stillen Mühle" von **Hermann Sudermann**:
Außerdem erscheint im „Zeitgeist" die Fortsetzung der Novelle:
„Himmlische u. irdische Liebe" von **Paul Heyse.**

Allen neu hinzutretenden Abonnenten
wird der bis 1. August bereits erschienene Theil des Romans und der Novelle **gratis** und **franco** nachgeliefert.
Probe-Nummer gratis und franco.

Reichsbank-Giro-Conto.

Telegramm-Adresse: Lotteriebank.

Angenehmer und billiger Sommeraufenthalt.

Klimat. Kurort für Sommer und Winter. — Bäder.

ZUZ

Walther's Hôtel **Concordia.** — **Arzt.**

Schweiz (Oberengadin), 1712 m. ü. M.
Pension Fr. 8.50. Fr. 9.50. Fr. 10.50.
Nähere Auskunft ertheilt
Jos. Kappeler, Director. *

Ostseebad Wustrow.

Norden's Hôtel

hält sich einem hochgeehrten Publikum angelegentlichst empfohlen.
Vollständige Pension incl. Zimmer pro Tag Rm. 3,50.
Prospecte gratis. *

Schweiz. **Eglisau.** **Schweiz.**

Dr. Wiel'sche diätetische
Kuranstalt und Mineralbad
speciell für Magen-Darmkrankheiten.
Prospectus gratis. *

Havanna-Ananas per **Stück 3 Mrk.**
Franz. **Pfirsiche** zur Bowle und für die Tafel, **Dtzd. v. 3 Mk. an.**
J. Götz, Fruchthandlung, **Unter den Linden 14.**

Thee!! stets neuester Ernte.

Chines. Porzellane.
Japan. Waaren.
Grösste Auswahl.
F. G. Taen Arr-Hee, Leipzigerstr. 122.
BERLIN W. *

Für Haarleidende sendet Prospekt gratis u. franco **A. H. Wagner, Dresden-N.** *

In allen Buchhandlungen zu haben:

Bäder-Almanach.

Mittheilungen der Bäder, Luftkurorte und Heilanstalten für **Aerzte** und **Heilbedürftige.**
II. Ausgabe.
Mit einer Einleitung über die Benutzung und Wahl der Kurorte von Sanitätsrath **Dr. Georg Thilenius** in Soden a/Taunus.
Preis 2 Mark, mit Einbanddecke 3 Mark.

Wie schon der Titel sagt, ist das Buch für **Jedermann** bestimmt, der als **Leidender** oder **Erholung Suchender** eine **Badereise** antreten und sich vorher über die bei den einzelnen Krankheitsformen zu benutzenden Kurorte, sowie über deren nähere Verhältnisse orientiren will.
Verlag von Rudolf Mosse, Berlin.

Verantwortl. Redakteur für den redaktionellen Theil: Dr. Hugo Zornow in Berlin. — Für den Inseratentheil: Paul Rüdiger in Berlin. — Druck u. Verlag von Rudolf Mosse, Berlin.